
Ofen und Pesth.

Nach Wien und Prag behaupten unter den Städten in der österreichischen Monarchie Ofen und Pesth den ersten Rang.

Ofen, Ungarns Hauptstadt, im Mittelpuncte des Königreiches und beynabe des ganzen österreichischen Kaiserstaates, an dem rechten Ufer der Donau, Pesth gegenüber gelegen, ist die Residenz des Palatinus und der Sitz der höchsten Landesstellen (der königlichen Statthalterey, der k. ungarischen Kammer), des General-Commando und eines griechisch-unirten und nicht unirten Bischofs. Auf einem hohen Berge liegt die Festung, wo die Reichs-Kleinodien: die kostbare Krone König Stephans, des Heiligen, desselben Szepter, Reichsapfel, Schwert, Mantel, Handschuhe, Schuhe, und das silberne Patriarchenkreuz, welches das Apostel-Amt vorstellt, aufbewahret werden. Zwey Kronhütter haben die Aufsicht über dieselben. Im Kreise um das k. Bergschloß liegen das Fischerstädtchen, die Wasserstadt, die Landstraße, das Neustift, die Christina-Stadt und die Katzen-

Stadt oder der Taban, aus welchen Fahrwege, und Treppen für die Fußgänger in die Festung führen.

Die Festung hatte schon König Ludwig I. zu seiner Residenz gewählt, und König Matthias I. hat daselbst eine berühmte Bibliothek angelegt, die aber nach der türkischen Eroberung im Jahr 1526 vernichtet wurde. Die Festung war lange Zeit eine Schutzwehr gegen die Türken. Sie wurde damals von den Türken aber im Jahre 1530 erobert, und ihnen im Jahre 1686 unter Anführung des Herzogs von Lothringen mit Sturm entrisen, und ist seit dem Carlwiger = Frieden im Jahre 1699 bey Oesterreich verblieben. In dieser Belagerung wurde das Schloß zerstört, und blieb in diesem Zustande bis es die Kaiserinn Maria Theresia herzustellen befahl. Die Festungswerke sind beträchtlich. Durch vier Thore gelangt man in die Festung, welche 227 Häuser, und unter diesen, herrliche Palläste und Gebäude, geräumige Plätze und das königliche Schloß, in welchem die Reichs-Kleinodien aufbewahret werden, einschließt. Die hohen und festen Wälle, welche zum Theil mit Akazien = Bäumen bepflanzt sind, dienen zu einem angenehmen Spaziergange, und eröffnen eine herrliche Aussicht. Zwar ist sie auf der einen Seite durch das Weingebirg, auf welchem der köstliche Ofner = Wein wächst, beschränkt; aber von der andern Seite zeigt sich der breite Donau = Strom, an den Ufern mit Mühlen und gelandeten Schiffen eingefäumt, der mit seinen Schlangengenarmen grüne Inseln umschlingt, und hochrauschend beyde Städte Ofen und Pesth trennt, welche wieder durch die Schiffbrücke, die immer mit Wagen und Menschen bedeckt ist, verbunden sind. Das Auge überseht beyde Städte in ihrer weiten Ausdehnung, und verliert sich in einer unermesslichen Ebene, welche von Bergen begränzet wird, die sich in den Wolken zu verlieren scheinen. Innig ergreifend ist ein

solcher majestätischer Anblick, der sich fühlen, aber nicht beschreiben läßt.

Ofen in seiner ganzen Ausdehnung hat 3000 Häuser und bey 30000 Einwohner. In der Raizenstadt sind drey warme Schwefelquellen, welche sowohl zu Heil- als bloßen Reinigungsbädern eingerichtet sind. Die Donau bildet hier die angenehme Ofner = Insel, welche auch Margarethen = und Hasen = Insel heißt.

O f n e r = W e i n .

Um Ofen herum breitet sich Fächerartig sein Weingartenland in einer Ausdehnung von 6,080,000 Quadrat-Klaftern aus, und faßt 7600 Viertel, von denen im Durchschnitt jedes 30 bis 35 Eimer rothen Wein erzeugt. Dieser Weinbau macht den höchsten Reichthum und beynah den ausschließenden Nahrungszweig der bürgerlichen Einwohner Ofens aus. Jeder etwas bemittelte Bürger besitzt mehrere Viertel Weingärten, und weiset der ärmeren Classe das ganze Jahr hindurch ihre Arbeit und ihren Erwerb darin an. Es ist keine Gegend in Europa, welche einen gleichen erträglichen Strich Weinlandes auf einem ähnlich beschränkten Terrain aufzuweisen hat; denn wo ist ein zusammen hängendes Weinland, wo in mittelmäßigen Jahren 228,000 Eimer Wein wachsen? Nur der kleinste Theil dieses Erzeugnisses wird in Ofen selbst verzehret, der meiste Wein wird in alle Gegenden des österreichischen Kaiserstaates und ins Ausland verhandelt.

Für die zweckmäßige Aufbewahrung dieses köstlichen Products haben schon die betriebsamen Voraltern gesorgt; sie haben in den Felsen des Festungsberges tiefe Keller ausgehauen, so daß er gleichsam unterminirt ist, und eine unzählige Menge des besten Weines in seinem Inneren

enthält. Einige dieser Keller sind so kalt, daß der Wein, wenn man ihn aus denselben in die Tageswärme bringt, in kurzer Zeit umschlägt.

Ofen hat in der Festung mehrere öffentliche Brunnen, in welche das Wasser von Gebirgen hereingeleitet, zum Theil durch Pferde mittelst einer Pumpmühle oberhalb des Fischerstädtchens aus der Donau heraufgetrieben wird. Für die Pflege der Kranken ist in Spitalern gesorgt, unter denen sich die Klöster der Elisabethinerinnen und der barmherzigen Brüder durch Zweckmäßigkeit und Reinlichkeit auszeichnen.

Zum öffentlichen Unterrichte befinden sich in Ofen die Universitäts-Bibliothek, ein Archigymnasium, eine Haupt-Normalschule und mehrere Trivialschulen in den untern Stadttheilungen. Die Universität, welche ehemahls hier war, ist nach Pesth verlegt worden, aber Ofen besitzt noch eine Sternwarte und eine königliche Universitäts-Buchdruckerey, in welcher auch die Schulbücher für ganz Ungarn gedruckt werden.

P e s t h.

Pesth war noch zu Anfang des vorigen Jahrhunderts ein unbedeutender Flecken. Kaiser Leopold I. erhob es im Jahre 1703 zu einer königlichen Freystadt; aber auch damahls hatte es nur einen kleinen Umfang; erst unter der Regierung Maria Theresiens fing die Stadt an, sich allmählig zu vergrößern; unter Kaiser Joseph II. wuchs sie durch Anbau neuer Häuser um die Hälfte, und bey dem immer steigenden Wohlstande sind seither zwey neue Vorstädte angelegt und herrliche Palläste und Häuser erbauet worden, so daß Pesth zu den schönsten und regelmäßigsten Städten gezählt werden kann. In weiter Aus-

dehnung liegt nun die Stadt, Ofen gegenüber am linken Donau-Ufer in unregelmäßiger Form, auf eine weite Sandfläche gebreitet. Die alte oder eigentlich innere Stadt nimmt den Strich des Donau-Ufers ein, welcher der Ofner-Raizenstadt gegenüber liegt. Um sie herum im Halbkreis breiten sich vier Vorstädte aus, welche mit ihren Namen an die Regierungen erinnern, unter denen sie erbaut worden sind: nämlich, die Leopold-Stadt, Theresien-Stadt, Josephs-Stadt, und die Franzens-Stadt. Da die Mauern, welche ehemals die Stadt umgaben, abgetragen worden sind, so ist sie von den Vorstädten nur durch eine breite Landstraße getrennt.

Die Schiffbrücke.

Mit Ofen selbst hängt Pesth durch die Schiffbrücke zusammen, welche ein gemeinschaftliches Eigenthum beyder Städte ist. Die Brücke besteht aus 46 bis 47 Pontons, welche durch Anker festgehalten werden, und mit Balken belegt sind, so daß Menschen und Wagen mit großer Sicherheit über dieselbe gehen können. Sie ist mit ihren Landjochen nahe an fünfzehnhundert Schritte lang, und gehört in Rücksicht des schwierigen Baues unter die bewundernswürdigsten Anstalten dieser Art in Europa. Bedenkt man die ausgedehnte Breite dieses Stroms, und auch, daß die Anker zur Befestigung der Pontons oft kaum in einer Tiefe von dreißig Klaftern Grund fassen können, so muß man erstaunen über die Festigkeit der Brücke, welche nicht allein dem Strome, sondern auch den heftigen Südstürmen widersteht, welche den ganzen Bau mit Riesenkraften stromaufwärts zu drängen suchen, und oftmahls aus allen seinen Fugen zu heben drohen. Nimmt man noch dazu, daß um die Schifffahrt nicht zu unterbrechen, die Brücke kein

geschlossenes Ganzes bilden kann, sondern an beyden Enden derselben, nächst den Landjochen, besonders trennbare Theile eingefügt werden müssen, welche sich öffnen, um die Schiffe durchzulassen, so muß man den kühnen Mechanismus bewundern, der gegen alle diese Schwierigkeiten hinreichende Hülfsmittel zu finden weiß.

Bey allen dem ist die Brücke bequem eingerichtet. Der mittlere Raum ist geräumig genug für zwey neben einander vorüberfahrende Lastwagen, und zu beyden Seiten mit doppelten Geländern eingefast, zwischen denen sich der Weg für die Fußgänger befindet. Die Kosten der Unterhaltung dieser Brücke werden von dem Zolle bestritten, der für den Uebergang bezahlt wird. Gewöhnlich ist er verpachtet, und der Pächter hat die Brücke in gutem Stande zu erhalten.

Die Eisdecke.

In den Wintermonathen, wenn der Strom viel Eis führt, oder eine Eisdecke bildet, wird die Brücke aufgehoben; doch wird dadurch die Verbindung beyder Städte nicht gehemmt. So lang der Fluß Eis treibt, sind Schiffe zur Ueberfahrt bereit, welche von Schiffern geleitet werden, deren Gewandtheit und Kühnheit ungläublich ist. Sie scheuen keine Finsterniß, keinen Nebel, keinen Wind. Mit ihren Machen oder Plätten arbeiten sie sich durch das dicht anströmende Treibeis durch, sie brechen sich den Weg mit langen Stangen, die mit eisernen Haken versehen sind, indem sie die dichtesten Massen der Eischollen wegschieben; und wenn die Bahne ihnen ganz versperrt ist, steigen sie mitten in dem Ströme auf die größeren Eischollen aus, und ziehen ihr Fahrzeug so lang hinter sich nach, bis sie dasselbe und sich mit ihm wieder in die etwas freyere Fluth setzen können. Hat das Treibeis gestoßen, so suchen die

Schiffer durch Aufgießen des Wassers der Eisdecke die gehörige Festigkeit zu geben, daß sie Menschen, und nach und nach auch Wagen trägt.

Löst sich diese natürliche Eisbrücke, so biethet sich den Anwohnern der beyden Ufer ein grausvolles Schauspiel dar. Während alsdann das gebrochene Eis sich donnernd vorüberwälzt, und an einigen Stellen haushoch sich aufthürmt, tritt das anschwellende Wasser auf beyde Ufer aus, und dringt bis in die untern Stockwerke der nahe gelegenen Häuser, aus welchen sich die Einwohner schnell flüchten.

Die Stadt.

Die alte, oder sogenannte innere Stadt ist zwar nicht regelmäßig gebauet, doch hat sie einige freye Plätze, und ihre Hauptstraßen sind geräumig. Man sieht hier herrliche Palläste und öffentliche Gebäude, worunter sich mehrere schöne Kirchen befinden. Die Vorstädte, welche später erbaut worden sind, zeichnen sich durch geräumige gerade Straßen und regelmäßig gebaute Häuser aus. Die Zahl aller Häuser beläuft sich auf 2870, und die Bevölkerung über 50000 Seelen. Aber selten wird eine Volksmenge, aus so vielen Sprach- und Religionsverwandten zusammengesetzt, angetroffen, wie hier. Man hört deutsch, ungarisch, slovakisch, illyrisch, neugriechisch, wallachisch und jüdisch, oft auf einem Sammelplatze sprechen und die Genossen der römisch-katholischen, griechischen, lutherischen, reformirten und jüdischen Religion bauen sich ungestört und friedlich neben einander ihre Schulen und Gotteshäuser.

Einen großen Theil der Bewohner hat der Handel hierher gezogen, und Pesth zur ersten Handelsstadt in

Ungarn erhoben. Denn wo könnte dieser einen bequemeren Sitz nehmen als hier im Mittelpuncte eines gesegneten Landes, am Ufer der Donau, welche einen großen Theil der Erbländer durchströmt, und gerade an der Stelle, wo sich die Wasser- und Landstraßen, auf welchen der Handel nach der Türkei getrieben wird, durchkreuzen.

Pesth hat eine Universität, ein General-Seminarium für Katholiken, ein Gymnasium der Piaristen, eine Haupt-Trivialschule, ein englisches Fräuleinstift, welches sich mit der Erziehung der weiblichen Jugend beschäftigt, ein ungarisches National-Museum und zwey öffentliche Bibliotheken. Hier ist der Sitz der königlichen ungarischen Septemviral-Tafel und der königlichen Tafel. Auch ein vom Kaiser Carl VI. erbautes Invaliden-Haus befindet sich hier. Unter mehreren Fabriken sind die Seidenstör-, Leder-Tabak und Oehl-Fabriken im größten Betriebe

Jährlich werden vier

S a h r m ä r k t e

gehalten, unter welchen der Johannis-Enthauptungsmarkt zu Ende August einer der beträchtlichsten ist. Die meisten Verkäufer aus Wien und den oberen Gegenden treffen schon in der Hälfte August ein, und haben ihre eigends gemietheten Buden, Gewölber oder Hütten, in welchen sie auch des Nachts zu schlafen pflegen. Die bedeutendsten Gewölber befinden sich in der Brückengasse, der Hauptstraße, wenn man von Ofen über die Brücke kommt, in drey Seitengassen, welche von derselben zum Marktplatz führen, und in den Häusern, welche den Marktplatz einschließen. Dieser ist mit Markthütten bedeckt, welche so gestellt sind, daß in der Mitte übers Kreuz eine breite fahrbare Straße bleibt, und daher vier Quadrate bildet, die von mehreren Gassen durchschnitten werden.

In jeder Gasse oben und unten steht zur Vorsicht wegen Feuersgefahr eine Feuerspritze nebst Wasserständern, auch eine Wache. In den Hütten des ersten Quadrats werden besonders Schnitt- und Mode-Waaren, Männerhüte, Herren- und Frauenkleider u. d. gl. verkauft, und an jeder Gasse, welche das Quadrat durchschneidet, ist der Name derselben angeschrieben.

Im zweyten Quadrate findet man viele Hütten mit Frauenschuhen, Männerstiefeln, Kirschnervaaren, Handschuhen u. dgl.; im dritten und vierten hauptsächlich Spengler- und Eisenwaaren, Tuch u. s. f.

Links vom Marktplatze kommt man auf einen kleinen, mit Hütten besetzten Platz, wo meistens Griechen ihre Waaren feil biethen, vornämlich Tuch, Leinwand, Leder, Wollfäcke. In andern Hütten verkauft man bloß Tischgeräthschaften.

Auf einem andern Orte, rechts vom Marktplatze gegen die Landstraße, findet man alle Arten von Leinenwaaren, und links eine Kreuzer-Comödie, wo man für acht Kreuzer den ganzen Tag sitzen bleiben kann, wenn man Geduld hat, esende Possen und Sotten so lange anzuhören und anzusehen. Weiter auf der Landstraße stehen ungeheure Vorräthe von Schafwolle aller Gattungen, theils auf Wagen, theils in geräumigen Magazinen, oft im Werthe von vier bis fünf Millionen Gulden zum Verkaufe bereit.

Andere Magazine sind mit mehreren tausend Eimern Silbowika angefüllt, oder mit Taback, welchen auch die Bauern theils auf Wagen, theils in Haufen zusammen geschnürter Ballen feil haben.

Vor dem *H a t w a n e r*-Thore in einer breiten Straße erblickt man mancherley Waaren, besonders Landes-Producte: als Flachs, Hanf, ungeheure Haufen Speck, ganze Batterien von aufgeschichteten neuen Weinfässern, auch

grobe Leinwand auf Wagen, welche die Verkäufer im Quadrate zusammen stellen, und mit einer Plane oder mit einem großen Stück Leinwand überspannen.

Hier treiben auch die Juden ihren Kleinhandel, oft nur mit altem Eisen; hier haben sich auch die Zigeuner eingenistet, welche in ihren schmutzigen Baraken allerley gekochtes Essen feilbieten. In und bey diesen Baraken lagert sich der gemeine Pöbel der verschiedenen Nationen, welche Ungarn bewohnen, und labet sich aus der Küche des gebräunten Garboches.

Weiter hin steht eine unübersehbare Menge Wagen, die ohne alles Eisen verfertigt, und mit andern, auseinander genommenen, die feilgeboten werden, beladen sind. Rechts sind zahllose Herden von Schafen und Rindvieh gelagert, (letzteres beläuft sich oft über 30000 Stück,) und warten auf den Verkauf.

Sinks vorwärts gelangt man auf den Pferdemarkt, dessen äußerstes Ende einen Kreis macht, der aus bespannten Wagen zusammen gesetzt ist, die theils zum Verkaufe bestimmt sind, theils Käufer und Zuschauer herbey geführt haben. Einen zweyten Kreis bilden die feilgebotenen gezähmten Pferde; der übrige Raum ist mit starken Pfählen eingeschlossen, und hat mehrere Abtheilungen, worin sich die Wildfänge, oder noch rohen Pferde zu 30 bis 40 Stücken befinden.

Diese werden aus der Herde gekauft, nach dem bloßen Anblicke von fern, und ohne sie erst genauer untersuchen zu können. An dem Eingange jeder Abtheilung stehen fünf bis sechs Gestütsknechte mit langen Stangen bewaffnet, womit sie, wenn ein Pferd ausgesucht ist, unter der Herde herumstoßen und schlagen, bis das gewählte sich absondert, und in einen Winkel flüchtet, wo es die Knechte mit einer Schlinge fangen. Nachdem es mehr oder weni-

ger wild ist, wird es nun entweder mit einer Halfter an ein gezähmtes gekoppelt, oder niedergeworfen, gebunden, und auf einem Wagen fortgebracht.

Am Ufer der Donau von der Schiffbrücke aufwärts wird in Hütten feines, und auf Schiffen grobes Hasnergeschir verkauft. Eine Strecke, eine halbe Stunde lang, wimmelt es von Schiffen, auf denen zum Theile Wein geschenkt, zum Theile Waaren, die auf der Donau hergebracht worden sind, verkauft werden. Hier gibt es allerley hölzerne Geschirre (Bertholdsgadner-Waaren), Besen, Spielwerk von so geringem Werthe, daß man kaum begreift, wie dabey die Frachtkosten von beynabe achtzig Meilen können gewonnen werden. Am entgegengesetzten Ufer glänzt bunt gemahltes Hausgeräthe aller Art, um welches sich die Landleute zum Ankaufe versammeln.

Unterhalb der Brücke wird der gewöhnliche Wochenmarkt gehalten, welcher im August durch aufgeschichtete mächtige Haufen köstlicher Wasser-Melonen, die in Schiffen und Wagen zu vielen Tausenden hierhergebracht werden, besondere Lebhaftigkeit bekommt. Da das Stück nur 2 bis 3 Kreuzer kostet, so sieht man auf der Straße wenig Kinder oder Bettler, welche nicht mit dieser trefflichen Frucht Hunger und Durst zugleich stillen.

Während der Marktzeit wimmelt es in Pesth von Fremden, die zum Kaufe und Verkaufe nicht nur aus allen östereichischen Provinzen, sondern auch aus den angrenzenden Reichen, besonders aus der Türken hier zusammen kommen, und ungeheure Summen Geldes in Umlauf bringen.

Das Opfer väterlicher Liebe.

In dem Dorfe Oberndorf, zwey Stunden von Wien, brach im Junius 1813 Feuer aus, welches schnell um sich griff. Bald loderten fünf Gebäude in hellen Flammen auf, und in einem derselben befanden sich vier Kinder, deren Vater erst herbey kommen konnte, als das Dach schon in vollem Feuer stand, welches sich immer weiter ausdehnte.

Durch Flamme und Feuer stürzte der Vater, dem die väterliche Liebe Muth und Kraft gab, in die Stube, wo sich die Kinder befanden, und trug drey derselben mit größter Lebensgefahr heraus.

Er wagte sich wieder hinein, um den vierten Sohn, der sich in der Angst in den Keller geflüchtet hatte, herauf zu holen. Mit unsäglichlicher Anstrengung gelangte er zu demselben, beyde eilten zurück; aber einstürzende Balken versperrten ihnen den Rückweg, und vom Rauche erstickt, fielen sie zu Boden. Das Feuer drang selbst in den Keller, wo man sie nach gedämpfter Feuersbrunst von der Gluth erbärmlich versengt fand.

Können wohl die Kinder jemahls ihren Aeltern die Liebe und Fürsorge vergelten, mit der sie dieselben von Jugend auf versorgen, und die so groß ist, daß sie selbst ihr Leben für sie hingeben?

Deutsche Treue.

Vor der Schlacht bey Montebello in Italien am 9. Junius 1800 wurde Hromada, Ober-Lieutenant bey dem Infanterie-Regimente Stuart, mit einer schwachen Compagnie und einem Zuge leichter Reiter vom Regimente Lobkowitz nach St. Giuletta zur Behauptung eines Engpasses vorausgeschickt. Dort kaum angelangt, erblickte er auch schon den Vortrab des französischen Generals Lannes, der im Sturmmarſche vorrückte.

Alles kam nun darauf an, eine zwischen ihm und dem Feinde liegende Schlucht wenigstens so lange zu behaupten, bis sich das österreichische Heer hinter ihm in Schlachtlagerung gestellt hatte.

Hromada, entschlossen, in dem bevorstehenden Kampfe das Aeußerste zu wagen, sah dem Tode mit der Seelenruhe eines unerschrockenen Kriegers entgegen, und handelte ganz in diesem Geiste. Er schickte einen vertrauten Mann von seiner Compagnie, den Corporal Joseph Heiderich, aus dem Bunzlauer Kreise in Böhmen gebürtig, dessen Anhänglichkeit er schon öfters erprobt hatte, mit der Compagnie-Casse und seinen Packpferden zurück, und übergab ihm zugleich seine Börse mit 125 Ducaten mit dem Auftrage, letztere, wenn er in der Schlacht fiel, seinen geliebten Aeltern in Prag zuzustellen.

Nun begab sich Hromada ruhig auf seinen Posten. Das Gefecht begann; mit Hartnäckigkeit und Erbitterung wurde eine geraume Zeit gestritten; Hromada's Compagnie schmolz von 90 Mann auf 10 herab; schon sind bis auf ihn alle Officiere und Unter-Officiere getödtet oder verwundet, und noch kämpfte die kleine Schaar von Helden

fort, begeistert durch das Beyspiel ihres Anführers; endlich stürzte auch dieser, gefährlich durch eine Flintenkugel im Unterleibe verwundet, ohne Bewußtseyn zu Boden.

Ketter kommen.

Zwey Jünglinge, die Lieutenants Freyherrn von *Stamm bach* und *Ottilienfeld*, die mit ihren Truppen, seitwärts aufgestellt und geworfen, hier gerade ankamen, sprangen herhey, und trugen den Schwerverwundeten eine Strecke zurück; allein gar bald wurde den Braven die kaum in das Jünglingsalter getreten waren, die Bürde zu schwer, und verfolgende Franzosen hatten sie beynabe erreicht.

Um sich nicht selbst nutzlos zu opfern, legten sie den theuren Waffenbruder auf die Straße nieder, und eilten ihrer Mannschaft nach. Die Franzosen singen an, ihn auszulündern; da stürzten Kroaten aus dem nahen Gebüsche und trieben die Plünderer zurück. Zwey von ihnen legten den Schwerverwundeten auf die Gewehre, und trugen ihn nach *Casteggio*, von wo er nach *Boghera* gebracht und auf dem Markte in einer Laube (*Arcade*) neben andere Verwundete niedergelegt wurde. Hier erwachte *Homada* aus seinem Todesschlummer, doch nur zu neuen Leiden.

Treu bis in den Tod.

Noch am Abende drangen die Franzosen stürmend in *Boghera* ein; sie forderten mit Ungestüm Speise und Trank, und die Einwohner nur beschäftigt, die wüthenden Feinde zu befriedigen, konnten auf die verwundeten Oesterreicher nicht denken, welche in ihren größten Schmerzen

schmachteten. Schon hatte *Hromada* gewünscht, den Tod auf dem Schlachtfelde erhalten zu haben, weil er gar keine Rettung sah, als er einen kaiserlichen Soldaten erblickte, der in einiger Entfernung vor ihm stand. Es ist ein bekanntes Gesicht — es ist — *Heiderich*. —

Dieser Brave hatte kaum die Compagnie-Casse und die Pferde am sicheren Orte abgegeben, als er erfuhr, daß sein Ober-Lieutenant, dem er von ganzem Herzen anhing, auf dem Schlachtfelde gefallen sey. Schon beweihte er dessen Tod, als man ihm sagte, daß noch einige Hoffnung für sein Leben vorhanden sey, daß er schwer verwundet vom Schlachtfelde weggetragen worden, jetzt aber vermuthlich in feindliche Gefangenschaft gerathen sey.

Heiderich's Entschluß war schnell gefaßt. Er wollte seinem Ober-Lieutenant, wo er von allen verlassen war, beystehen. Er schleicht durch die österreichischen Vorposten, schwimmt durch die *Scrvia*, täuscht die Franzosen dadurch, daß er sich für einen Deserteur ausgibt, und sucht *Hromada* auf, fest entschlossen, demselben alle Hülfe zu leisten, und dann wieder zu seinem Regimente zurück zu kehren.

Heiderich nähert sich seinem Ober-Lieutenant, der schon zu zweifeln anfing, ob ihn nicht das anvertraute Gut verleitet habe, an Fürsten und Vaterland und an seinem Freunde treulos zu werden, und zu dem Feinde überzugehen. *Heiderich* erkannte ihn, und wirft sich neben ihn nieder. „Gottlob,“ lispelte er ihm in die Ohren, „daß ich Sie gefunden. Ich habe noch die ganze Börse bey mir, wie kann ich Ihnen helfen.“

Ueberrascht und tief gerührt, drückte ihm *Hromada* die Hand, und stammelte ihm zu: „Suche eine mitleidige Seele auf, in deren Haus ich verbunden und gepflegt

werden kann, und scheue kein Geld.“ Heiderich machte sich fort.

Nach kurzem Außenbleiben kam er gelaufen zurück; Freude überstrahlte sein Gesicht; mit starken Armen umfasste er seinen Ober-Lieutenant, und trug ihn in das Haus eines Kaufmannes. Diesem hatte er sechs Ducaten gebothen, wenn er seinen guten Herrn aufnehmen würde; „und dieß alles,“ sagte er, indem er *Hromada's* Goldbörse hervorzog, „soll Ihnen gehören, wenn mein Herr gerettet wird.“

„Behaltet Euer Geld, und bringt Euern verwundeten Herrn,“ erwiderte der Edle, dem das Bewußtseyn einer schönen That der herrlichste Lohn war. *Hromada* wurde noch in derselben Nacht von einem Wundarzte verbunden, und dadurch dem nahen Tode entrißen.

Opfcr der Treue.

Von nun an verließ Heiderich das Krankenlager seines Ober-Lieutenants nur höchst selten, und pflegte ihn mit unermüdeter Sorgfalt. Allein das häufige Nachwachen und die Gemüthsunruhe über das Schicksal seines Herrn, der durch mehrere Wochen in steter Todesgefahr sich befand, schwächten auch seine Gesundheit; er erkrankte, wurde ins Spital gebracht, und starb an einem heftigen Nervenfieber, nach dem innigen Gefühle aller guten Menschen, welche das Schöne und Edle seiner That fühlen und zu würdigen verstehen, gewiß eben so ruhmvoll auf dem Bette der Ehre, als wenn er in Ausführung der kühnsten That auf dem Schlachtfelde gefallen wäre.

Hromoda wurde einige Zeit darauf ins Spital nach *Börz* gebracht, und genas nach einer langwierigen, höchst schmerzvollen Krankheit. Er erhielt in der Folge

das Theresien-Kreuz, und wurde in den Freyherrnstand mit dem Prädicate von Hellenburg erhoben. Unvergesslich ist ihm der Name Heiderich, und nur mit seinem Tode wird das Andenken an seinen edlen Vetter in ihm erlöschen.

Ein Papagey verräth die zu kleinen Semmeln eines Bäckers.

Vor ungefähr 25 Jahren trug sich zu D* folgende Geschichte zu. Der Stadthauptmann hatte die Gewohnheit, mit seinem Gefolge öfters auf den Straßen herum zu gehen, und unvermuthet in die Gewölbe und Buden der Gewerbsleute zu treten, um die Waaren, das Maß und Gewicht und andere sahrungsmäßige Feilschaften zu untersuchen.

Eines Tages besuchte er den Laden eines Bäckers, forschte nach der Güte, Beschaffenheit und dem Gewichte der Semmeln und des Brotes, fand alles richtig, bezeugte seine Zufriedenheit, und wollte schon fortgehen, als ein Papagey, der sich in einem Käfige am Fenster befand, ausrief: „Seht einmahl in der Nebenstube nach!“ seht einmahl in der Nebenstube nach!

Sie durch aufmerksam gemacht, ging der Stadthauptmann mit seinem Gefolge in diese kleine Stube, die sie anfänglich gar nicht bemerkt hatten, und sie fanden — eine sehr große Menge Semmeln und Brote, die ein viel zu leichtes Gewicht hatten, welche gewöhnlich untermengt mit den gewichtigeren an bekannte Kunden, oder so wie sie waren,

an Fremde, oder an Personen, von denen man nichts zu fürchten glaubte, verkauft wurden. Trügerisch hatte der Bäcker das gute und gewichtige Gebäcke in dem Laden aufbewahrt, um bey jeder Untersuchung schuldlos zu erscheinen, und er pflegte gewöhnlich seinen Leuten, wenn sie vergassen, den Käufern schlechte Waare darunter zu mengen, zuzurufen: „Seht einmahl in der andern Stube nach!“ welches der Papagay ablernte, und zur schicklichen Zeit wiederholte.

Der Stadthauptmann ließ dem Bäcker nicht nur alle Semmeln und Brote, die zu leicht waren, zur Vertheilung unter die Armen wegnehmen, sondern bestrafte ihn auch um eine Summe Geldes. Diese Geschichte wurde allbekannt, und der betriegerische Bäcker verlor einen großen Theil seiner Kunden.

Gallerie menschenfreundlicher Handlungen biederer Oesterreicher.

Der Sinn für Wohlthätigkeit war unter den Bewohnern des österreichischen Kaiserstaates von jeher rege. Dieses beweisen die vielen wohlthätigen Anstalten und frommen Stiftungen, von denen mehrere im verflossenen Jahrhunderte und noch früher gegründet worden sind. Dieser Hang zur Wohlthätigkeit ist ein Gemeingut aller Stände geworden, und hat sich wie immer, besonders aber in dem verzehrenden Zeitraume sehr thätig bewiesen, in welchem die Staats = Cassen, durch einen langwierigen Krieg erschöpft, bey der damahls herrschenden Theuerung der Lebensmittel und aller Bedürfnisse, die wohlthätigen Anstalten

im Kaiserstaate nicht hinlänglich unterstützen konnten. Dieser Wohlthätigkeitsſinn hat ſich viele Denkmähler errichtet, durch welche die Nachkommen an die Verdienſte der Vorältern erinnert werden. Wenn auch jeder Tag neue Beweiſe der wohlthätigen Gefinnungen bringt, ſo mögen doch nachfolgende Thatſachen hier wie in einem Ehrenbuche aufgezeichnet bleiben, und Viele zur Nachahmung ermuntern.

Vermächtniß für durch Feuer Verunglückte.

Der verſtorbene bürgerliche Handelsmann Ignaz Paul Huſar, zu Wieneriſch-Neuſtadt, hat in ſeinem Teſtamente vom 1. October 1809 zwey tauſend Gulden in fünf percentigen Fonds-Obligationen dazu beſtimmt, daß die davon abfallenden Interellen jenen Bürgern ausgetheilt werden ſollten, welche ohne ihr Verſchulden durch Feuer verunglückt, ganz außer Stand geſetzt ſind, den Schaden aus ihrem eigenen Vermögen ohne Hemmung ihres nothdürftigen Erwerbs wieder gut zu machen. Er ordnete an, daß unter mehreren armen Verunglückten die Dürftigſten den Vorzug haben ſollten, welche der Magiſtrat dieſer Stadt zu beſtimmen hätte. Durch dieſes ſchöne Vermächtniß wollte er, wie er ausdrücklich in ſeinem Teſtamente ſagt, die wohlhabenderen Bürger von Neuſtadt auf dieſen Gegenſtand aufmerkſam machen, und ſie aufmuntern, durch glütige Beyträge einen Fond zur Feuer-Entſchädigung zu errichten. Und dieſer Mann nannte Neuſtadt nicht ſeine Vaterſtadt; er war zu Tyrnau in Ungarn geboren, wo ſein Vater Chorregent war. Ohne alles Vermögen verließ er ſeinen Geburtsort, erlernte in Neuſtadt die Handlung, und erwarb ſich dort ein anſehnliches Vermögen. Er war immer ein Muſter der Mäßigkeit und Rechtschaffenheit, ſuchte ſelbſt die Nothleidenden im Stillen auf, und half, ohne ſich zu küm-

mern, ob die Welt darum wisse. Durch sein Testament drückte er seiner vortrefflichen, gemeinnützigen und wohlthätigen Denkungsart das Siegel auf.

Wohlthätigkeit in Lemberg.

Am 9. April 1811 hatte sich eine Gesellschaft von Musikfreunden, welche aus den angesehensten Herren und Damen zusammengesetzt war, in Lemberg vereinigt, und Haydn's Meisterwerk: die Schöpfung, im Theater gegeben, und die Einnahme den Armen bestimmt. Man drängte sich ins Haus, um eine Gabe zu einem so wohlthätigen Zwecke niederzulegen. Die Mitglieder der Armen-Instituts-Commission, und einige ansehnliche Personen empfingen die Zuhörer, und die zahlreiche Versammlung so vieler in dem zu diesem Feste geschmackvoll verzierten Theater, gewährte einen feyerlichen Anblick. Die Einnahme betrug 6399 Gulden. Zu gleicher Zeit veranstalteten vier Damen bey dem Adel Lembergs eine Sammlung für das Kloster der barmherzigen Schwestern, welches ein Spital unterhält, und sich mit der Erziehung armer Mädchen beschäftigt. Diese edlen Damen fanden ihre schöne Bemühung dadurch belohnt, daß sie dem genannten Kloster bey 7000 Gulden übergeben konnten.

So belebt alle Bewohner des großen österröichischen Kaiserstaates auch in den entferntesten Gegenden ein gleicher Geist der Wohlthätigkeit. Auch ein Frauenverein hat sich in Lemberg gebildet, der viele Wohlthaten verbreitet.

Unterstützung des Taubstummen-Instituts.

Als die wohlthätige Gesellschaft adeliger Frauen im May 1811 die Zöglinge des Taubstummen-Instituts mit Klei-

ding, Wäsche, Bettgeräthe u. d. gl. verfab, haben mehrere Menschenfreunde Wiens zu diesem wohlthätigen Werke hülfreiche Hand gebothen. Herr Carl Fürst von Auersberg machte dem Institute ein Geschenk von Baumwolle und Zwirn, aus welchen die taubstummen Mädchen Strümpfe für die Zöglinge strickten. Herr Baron v. Lang, damahliger Besitzer der Cottun-Manufactur in Ebreichsdorf hat zweyhundert zwanzig Ellen Cottun zur Ausstattung als Geschenk dargebracht, und den Macherlohn für die daraus verfertigte Kleidung bezahlt. Der Großhändler Herr Kunz hat vier und zwanzig Knaben-Halstücher als Geschenke für die Taubstummen der Gesellschaft übergeben. Herr Han, bürgerlicher Deckenmacher, Herr Dußl und Herr Bruchmann haben das zur Kleidung der Zöglinge nöthige Tuch und die erforderliche Leinwand um sehr geringe Preise geliefert. Der Kleidermacher Herr Just hat die Kleider für die Mädchen unentgeltlich gearbeitet. Herr Schreyvogel, damahls Eigenthümer des Kunst- und Industrie-Comtoirs hat eine große Anzahl von Kupferstichen als Musterzeichnungen für die Taubstummen, welche zeichnen lernen, dargebracht. Herr Well, Apotheker hat erklärt, daß er dem Institute durch fünf Jahre die nöthigen Arzeneyen unentgeltlich reichen wolle, welches er auch bis jetzt gethan hat.

Unterstützung der Elisabethinerinnen.

Fast zu gleicher Zeit hat Herr Niklas Fürst von Esterhazy, dessen Gemahlinn die Würde einer Ausschuß-Dame bey der Gesellschaft begleidete, dem Convente der Elisabethinerinnen auf der Landstraße, diesen würdigen Pflegerinnen der Kranken, welche bey der Anwesenheit des Feindes im Jahre 1809 ihren ganzen Weinvorrath verloren hat-

ten, fünfzig Eimer guten Wein als Geschenk überschickt. Eine menschenfreundliche Handelsfrau in Wien, welche den Mangel erfahren hatte, den diese um die Menschheit so verdienten Nonnen an Leinwand litten, hatte ihnen hundert Ellen Hausleinwand als Geschenk gewidmet.

Edele Verzichtleistung.

Ein achtungswürdiger Gutsbesitzer hatte vor dreißig bis vierzig Jahren dem rechtlichen und thätigen Kaufmann S* in Wien 59000 Gulden in guter Münze geliehen. Der Kaufmann starb; sein Sohn übernahm die Handlung, und der Gläubiger, überzeugt, daß die rechtschaffene Denkungsart des Vaters auf den Sohn übergegangen sey, ließ auch ihm gegen mäßige Zinsen das Capital. Nun erschien im März 1811 das Finanz-Patent, nach welchem der Kaufmann die Schuld mit 59000 Gulden in Einlösungsscheinen zurück zahlen sollte. Hätte der Darleiher die Schuld von ihm gefordert, so wäre sein ganzes Handlungsgeschäft ins Stocken gerathen. Und dieses hatten doch viele Gläubiger gethan, und ihre Schuldner in größte Verlegenheit versetzt.

Der Kaufmann war äußerst bekümmert. Dieß erfuhr der Gutsbesitzer. Er ließ ihn zu sich rufen, und mit einer Einfachheit, die von echter Herzensglüte unzertrennlich ist, erklärte er seinem Schuldner, daß er das Capital nicht nur jetzt nicht aufkünde, sondern daselbe, wenn er es einst abfordern wird, nur im Werthe der Banco-Zettel, d. i. mit 11890 Gulden W. W. annehmen werde.

„Ich kann den Verlust leichter verschmerzen,“ sagte der edle Mann, „denn es bleibt mir noch genug, um meiner bis zu meinem nahen Tode zu pflegen.“

Dieser Edle, welcher zu einer Zeit, da viele aus eigennütziger Gewinnsucht Nächstenliebe hintansetzten, sich

und seiner Familie ein so großes Opfer brachte, war der ehrwürdige Greis, Graf von Fuchs, der im März 1813 den Tod des Gerechten starb.

Eine edle Dame steuert dem Kornwucher.

Die Gräfinn v. Lusignan, Besitzerinn der Herrschaft Ewanowitz in Mähren, wurde von ihren Unterthanen wie eine Mutter verehrt und geliebt. Da sie nur trachtete, die Lasten derselben während der schweren Kriegszeit zu vermindern, und mit mütterlicher Sorgfalt ihr Bestes beförderte, so wurde sie auch von ihnen als ihre größte Wohlthäterinn angesehen. Mit unerschütterlicher Treue hing sie dem Monarchen und Vaterlande an, und war zu jeder Zeit, besonders aber bey Errichtung der Landwehre bereit, von ihrem Vermögen patriotische Gaben darzubringen.

Als ein neues herzerhebendes Vorbild stellte sie sich nach Erscheinung des Finanz-Patentes für Tausende zur Nachahmung auf. Einige Gewinnlüchtige, welche Vorräthe aufgehäuft hatten, hielten aus sträflichem Eigennuß und schmähligem Mißtrauen gegen die Anordnungen des Staates ihre Kornhäuser verschlossen, oder verkauften die Feldfrüchte zu einem sehr erhöhten Preise und nur in geringer Menge, indem sie bey der großen Zahl der Käufer hofften, daß der Preis derselben durch das herabgesetzte Papiergeld noch ansehnlich steigen müßte.

Durch dieses böse Beyspiel verleitet, forderten die Handwerks- und Arbeitsleute bald noch einmahl so viel für ihre Arbeiten, als sie einige Monathe früher erhielten. Die Preise aller Waaren wurden aufs höchste getrieben, und der bürgerliche Verkehr durch die Gewinnsucht dieser Eigennützigen gestört.

Sie küßten aber die gerechte Strafe dafür, denn was sie am wenigsten vermutheten, geschah. Die Preise der Lebensmittel und Waaren fielen viel schneller herab, als sie gestiegen waren, und eine solche Menge derselben ward allenthalben feilgebothen, daß man sie zu den geringsten Preisen und wohlfeiler erhalten konnte, als es selbst der Gutgesinnte erwartete.

In diesem Zeitpunkt, wo die meisten ihre Fruchtklästen verschlossen, um höhere Preise zu erzwingen, eröffnete die patriotisch-gesinnte Gräfinn die ihrigen, und verkaufte nach und nach ihre Vorräthe von Weizen und Korn, nicht nur an die ärmere Classe Menschen, sondern an alle ihre Unterthanen, an einheimische Bäcker und Mehlhändler und zwar, um die Marktpreise herab zu drücken, regelmäßig um ein Dritteltheil wohlfeiler, als der Mezen in dem nahen Städtchen Wischau auf dem Körnermarkte verkauft wurde. Alle Gutgesinnte dankten im Stillen der erhabenen Dame.

Wohlthätige Unterstützung des Regiments = Erziehungshauses Strauch.

Ein Offizier, der seinen Namen nicht nannte, hat im Jahre 1811, wo die Theuerung aller Lebensbedürfnisse am höchsten stand, und mehrere nützliche Anstalten mit ihren Stiftungsfonden nicht auslangen konnten, eine Collecte unter seinen Freunden und Bekannten veranstaltet, und das gesammelte Geld dem Knaben = Erziehungs Hause des Regiments Strauch in Wien, welches eben in Verlegenheit war, übergeben. Die Damen = Gesellschaft trug eine Gabe von 500 Gulden zu dieser Sammlung bey. Die Militär-Knaben = Erziehungs Häuser erhalten noch immer bedeutende Geschenke von gutgesinnten Männern,

und es wird kein patriotisches Fest begangen, an dem sie nicht bedacht werden.

Zwey edle Ungarn unterstützen verwundete Krieger.

Schön und groß haben zwey edle Ungarn im Julius 1811 für jene braven Männer gesorgt, welche im Dienste des Vaterlandes, die Waffen in der Hand, durch ehrenvolle Wunden Gesundheit und Glieder verloren haben, und in den Heilquellen zu Baden ihre Wiederherstellung suchten. Doppelt schwer drückte sie die Theurung, da sie durch keinen Erwerb ihre Lage verbessern konnten. Diese zwey Menschenfreunde veranstalteten, daß zu deren Besten die Oper: Trajan in Dazien, durch berühmte Künstler des In- und Auslandes in Baden gegeben wurde. Sie selbst trugen alle Kosten der Aufführung, legten noch überdieß ansehnliche Summen zu den Eintrittspreisen bey, veranstalteten eine Unterzeichnung zu wohlthätigen Gaben für diese wackeren Krieger, und der ganze Ertrag stieg auf die reine Summe von 10000 Gulden, aus welcher zur besseren Pflege dieser Soldaten Wein und Fleisch angeschafft, und täglich unter sie vertheilt wurden.

Achtung für den öffentlichen Unterricht.

Durch die väterliche Fürsorge des unsterblichen Kaisers Joseph II. wurden im ganzen großen Kaiserstaate sehr viele Schulen zur Bildung des gemeinen Volkes errichtet, und die schon bestehenden durch nützliche Vorschriften verbessert. Der geringste Unterthan seines Staates sollte in der Religion und Sittenlehre, im Lesen, Schreiben und

Rechnen gut unterrichtet werden, über seine Lage vernünftig denken lernen, und dadurch mit seinem Zustande zufriedener werden. Viele Hindernisse setzte ihm hierin die gemeine Classe des Volkes entgegen, welche zu sehr am Alten hing, und nicht zugeben wollte, daß man sie mit Gewalt zwingt, ihre Kinder täglich in die Schule zu schicken. Jetzt erkennet sie die Wohlthat dieses menschenfreundlichen Monarchen, und segnet sein Andenken. Selbst in den weniger gebildeten Provinzen des Kaiserstaates weiß man den Nutzen der Volksschulen zu schätzen.

In den Gebirgsgegenden Schwarzenbach und Leifling in Kärnthen sollten im Jahr 1812 Schulen errichtet werden. Die beyden Dorfgemeinden waren hoch erfreuet, und dachten mit Rührung an die wohlthätige Gesinnung unsers allergnädigsten Monarchen, der sie in ihrem abgelegenen Winkel nicht vergißt. Der edle Graf Georg von Thurn, Herr der Herrschaft Bleyburg both sich an, dem Schullehrer in Schwarzenbach im ersten Jahre einen Gehalt von 400 Gulden zu geben, und alle folgenden Jahre zu diesem Gehalte eine beträchtliche Summe beyzutragen. Die Gemeinde trat einen Theil ihrer Grundweide ab, um es gegen eine Wiese des Pfarrers umzutauschen, auf welcher das Schulhaus erbauet wurde. Sie trug nach Kräften zum Baue bey, und warf nebst dem Schulgelde noch einen beträchtlichen Beytrag an Gelde dem Schullehrer aus. Die Gemeinde Leifling both jährlich 200 Gulden bar oder an Getreide zum Unterhalte des Schullehrers nebst dem gewöhnlichen Unterrichtsgelde an.

Wenn man weiß, daß diese Gemeinden unter die ärmeren gehören, so wird man erfreuet zu hören, mit welcher Aufopferung sie für den Unterricht ihrer Kinder sorgten, und wie sehr sie die Wohlthat des Staates zu schätzen,

ken wissen. Mögen ihre Kinder den Unterricht eifrig benutzen, und sich zu braven Landleuten bilden, wie ihre Vater sind!

Graf Clam-Gallas, ein Wohlthäter der Unterthanen.

Als im April 1811 die Getreidepreise in Böhmen schnell stiegen, kamen die fleißigen Bewohner der Korn armen Gegend um Reichenberg am Riesengebirge in große Verlegenheit, da ihr schmaler Verdienst nicht hinreichte, sich Brot anzuschaffen. Der edle Graf, Christian von Clam-Gallas, ein hochgeehrter Menschenfreund Böhmens, ließ von seinen Herrschaften Friedland und Grafenstein über zwey tausend Metzen Korn dahin führen, und jeden Metzen um fünf Gulden unter den gewöhnlichen Marktpreisen verkaufen.

Seinen menschenfreundlichen Sinn hat dieser edle Graf durch eine neue wohlthätige Handlung in diesem Zeitpuncte bewahrt. Schon im Jahre 1790 hatte er seinen Unterthanen auf den Herrschaften Friedland, Reichenberg, Grafenstein und Lämberg, die ihnen so lästigen Frohndienste (Robothen) gegen dem erlassen, daß sie ihm nach Verhältniß ihrer größeren oder kleineren Besitzungen mit einander die Summe von 38,784 fl. 36 kr. jährlich bezahlten. Die Unterthanen befanden sich sehr wohl dabey; denn ehemahls mußten sie wöchentlich zwey bis vier Tage Handarbeit unentgeltlich verrichten, oder mit ihrem Zugviehe für die Herrschaft eben so lang ohne alle Bezahlung arbeiten.

Durch das Finanz-Patent vom 20. Februar 1811 bekam der edle Graf das unbeschränkte Recht, obigen Betrag,

den die Unterthanen bis jetzt in Banco = Zettel bezahlten, in Wiener Währung, das ist, in der Valuta der Einlösungsscheine zu fordern. Auf diese Art hätten sie ihm in diesem Jahre den fünffachen Betrag in Banco = Zetteln, d. i., 193,925 Gulden im Nennwerthe der Banco = Zettel bezahlen müssen. Aber Graf Clam dachte großherzig genug, einen Theil dieses Rechtes seinen Unterthanen aufzuopfern, die ihm mit treuer Liebe anhängen. Er begnügte sich diese Summe auf 96,659 fl. 47 kr. Banco = Zettel festzusetzen, und leistete aus Liebe zu seinen Unterthanen auf eine rechtmäßige Jahres = Rente von 97,263 fl. 13 kr. Verzicht.

Anhänglichkeit einer Dienstmagd.

Die Dienstmagd Rosalia Swoboda diente 29 Jahre treu und ehrlich bey einem Hutmacher in Wien, und verließ auch dessen Gattinn nach seinem Tode nicht. Diese Witwe kam in sehr kümmerliche Umstände, und konnte kaum sich, viel weniger die Dienstmagd erhalten. Weit entfernt, die Witwe zu verlassen, als Armuth dieselbe drückte, leistete die brave Magd freywillig Verzicht auf den rückständigen Lohn, und suchte Nebenerwerb außer dem Hause, um ihre Dienstgeberinn mit dem Ertrage ihrer Arbeit zu unterstützen.

Wen rührt eine solche Anhänglichkeit, eine so menschenfreundliche Hingebung nicht? Die schöne Handlungsweise der Magd wurde bekannt, und sie erhielt eines der von Seiner Majestät dem Kaiser für brave Dienstleute ausgesetzten zehn Prämien pr. 150 Gulden am 16. September 1811.

Unterstützung der durch Feuer Verunglückten.

Die Stadt Raaben in Böhmen wurde am 1. Octo-

ber 1811 durch eine schreckliche Feuersbrunst, die ein starker Wind schnell verbreitete, größten Theils in Asche gelegt. Gränzenlos war das Elend so vieler Familien, die ohne Obdach und Nahrung der bevorstehenden rauhen Jahreszeit entgegen sahen, und keinen andern Trost, keine andere Rettung wußten, als die thätige Unterstützung wohlthätiger Menschenfreunde. Die verstorbene Fürstinn von Lobkowitz, deren Name als Vorsteherinn der Gesellschaft adeliger Frauen zur Beförderung des Guten und Nützlichen noch immer mit Rührung und Dankbarkeit genannt wird, veranstaltete mit ihrem kunstliebenden Gemahle am 13. October 1811 zu Prag eine große musikalische Akademie, und bestimmte die ganze Einnahme (8000 Gulden in B. 3.) den Unglücklichen zu Kaaden!

Wohlthätige Beyträge zum Marien = Spital.

Bev Erbauung des wohlthätigen Marien = Spitals für arme Kranke in Baden durch die Gesellschaft adeliger Frauen, zu welchem am 16. November 1811 die Grundsteine gelegt wurden, haben viele edle Menschenfreunde mildthätig mitgewirkt, und verdienen den Dank der Zeitgenossen und der Nachwelt. Herr Ignaz Freyherr von Doppelhof, Besitzer der Herrschaft Weickersdorf nächst Baden, hat ein Stück Grund zur Herstellung des Gebäudes überlassen; Herr Ferdinand von Schönfeld lieferte aus seinem Steinbruche bey St. Helena die zum Baue nöthigen Steine; die Frau Gräfinn von Kiewuska und Frau Freyhinn von Nischburg bestritten das ganze bey dem Baue nöthige Fuhrwesen auf ihre Kosten; der Baumeister Schmidberger leitete den Bau unentgeltlich; ein Töpfer lieferte zwey, besonders für das Bedürfniß eines Spitals eingerichtete Ofen ohne Bezahlung; bey

den Israelien veranstaltete die würdige Frau Freyinn von Arnstein eine Sammlung zu diesem Baue, und konnte der Frau Fürstinn Vorkseherinn 6660 Gulden an diesen eingegangenen Gaben einhändigen; eben diese wohlthätige Dame lieferte 6 vollständige Betten zur ersten Einrichtung des Spitals; die Frau Baroninn von Bar tenstein 1; die Frau Fürstinn v. Esterhazy 6; die Frau Baroninn v. Wehlar 4; der bürgerliche Tapezierer Herr Kemmle 1; so daß die Zahl der Krankenbetten gleich Anfangs auf 18 stieg. Dann hat Mad. Müller, Gemahlinn des Pächters der Herrschaft Gutenbrunn ein Krankenbett zugesichert; Mad. Barbara Rollet, Bürgerinn von Baden, hat sich erklärt, die Mäharbeit bey der innern Einrichtung des Spitals unentgeltlich zu übernehmen; der bürgerliche Glaser, Herr Carl Ornauer, und der bürgerliche Schlosser, Herr Dominik Frank, beyde zu Baden, haben die Arbeiten bey Erbauung des Spitals unentgeltlich übernommen; Doctor D e s t e r r e i c h e r hat 114 Pfund Medicinal - Artikel nebst Behältniß, Wage und Gewicht für das Spital dargebracht, und sich angeboten, diesen Vorrath jedes Mahl, wenn er verbraucht seyn würde, wieder zu ergänzen.

So dürfen die Menschenfreunde Oesterreichs nur einen Weg zeigen, wohlthätig zu seyn, und viele beeifern sich, Wohlthäter der leidenden Menschheit zu werden.

Achtung für Gottesverehrung.

Schön und herzerhebend ist es, wenn die vornehmern Stände, die Gutsbesitzer ihre Ehrfurcht für Religion an Tag legen, und ihren Untergebenen das erhabene Byspiel der Gottesfurcht geben, und sie dadurch zur Gottesverehrung ermuntern. In dieser schönen Absicht hat Herr Johann v. Nikorowiz, Erbherr v. Zboisk und Greshowice

bey Lemberg in Galizien für die griechisch-katholische Gemeinde des erstern Dorfes auf eigene Kosten eine Pfarrkirche erbauet, und den Gehalt des Pfarrers durch Zugabe von fünf Klästern Holz und der Abgabe von zwey Unterthanen vermehrt.

V e r g i f t u n g .

Durch einen Mißgriff.

Der Bürgermeister in Marien-Theresien-Stadt im Batscher Comitate in Ungarn Gregor von Kopunofits, ein rechtschaffener und geachteter Mann, befand sich eines Tages nicht wohl. Gewöhnlich nahm er, wenn er eine Unbehaglichkeit im Magen fühlte, gepulverten Weinstein in Wasser, von welchem er immer einen kleinen Vorrath in einem Schranke hatte.

Dieses wollte er auch jetzt thun. Er griff nach der Schachtel, schüttete einen Eßlöffel voll Pulver in ein Glas mit frischem Wasser, und both auch seiner Gattinn, welche ebenfalls sich unpäßlich fühlte, davon an. Diese trank zuerst; er selbst aber nahm den Ueberrest mit dem Bodensatz, und ging dann zu seinen Amtsgeschäften auf das Rathhaus.

Aber bald fühlte er ein großes Uebelbehagen und heftige Schmerzen im Unterleibe. Er mußte in seine Wohnung zurückkehren. Hier litt schon seine Gattinn gleiche Schmerzen. Der Arzt wurde gerufen; er untersuchte, und nun entdeckte es sich, daß der unglückliche Mann durch einen Mißgriff statt des Weinsteines Arsenik, ein sehr

starkes Gift, genommen hatte, welches er zur Vertilgung der Mäuse und Ratten gekauft, und in einer ähnlichen Schachtel im Schranke aufbewahret hatte.

Der Unglückliche starb am 5. Jänner 1809, und vier Stunden nach ihm seine Gattinn.

Welche wichtige Lehre für jene, die Gift in Verwahrung haben, daß sie es durch leicht zu erkennende Merkmale bezeichnen, um sich und andere vor Schaden zu bewahren!

2. Durch Unreinlichkeit.

Eine Frau in dem Städtchen R* hatte im August 1811 Fliegenstein (ein Gift) in einem kleinen Topfe gesotten, um den Absud dann den Fliegen vorzusetzen, welche in diesem heißen Sommer eine allgemeine Plage waren. Nach Tische kochte die Magd in eben denselben Topfe, ohne ihn rein auszuspülen, Kaffeh.

Alle, die von diesem Kaffeh tranken, bekamen bald darauf fürchterliche Uebelkeiten, ein Erbrechen und den Durchfall. Nur die schnelle Hülfe des Arztes rettete die Familie. Die Frau allein blieb von dem schmerzhaften Anfalle verschont, weil sie keinen Kaffeh getrunken hatte.

Es blieb nämlich der Bodensatz von dem Fliegensteine im Topfe zurück, der sich mit dem Kaffeh vermischte hatte, und jene verderblichen Wirkungen hervorbrachte.

Wie sehr muß man allen, denen die Bereitung der Speisen obliegt, die größte Sorge für Reinlichkeit empfehlen, da sich so leicht mit den Speisen etwas vermengen kann, das der Gesundheit nachtheilig ist. Nicht minder muß man die Gewohnheit tadeln, den Fliegen, Mäusen und Ratten Gift vorzusetzen. Menschen und nützliche Hausbiere haben schon oft davon genossen, und sich

Krankheiten und den Tod zugezogen. Zur Vertilgung der Fliegen gibt es ein gar leichtes Mittel. Man setze ihnen einen Absud von Quassia-Holz, der für den Magen des Menschen stärkend ist, mit Zucker oder Honig vermischt, vor, und alle Fliegen, die davon naschen, fallen ohnmächtig dahin.

Folgende Unglücks geschichten mögen noch mehr die Sorge für Reinlichkeit empfehlen, und vor Bereitung des Giftes für Ungeziefer nachdrücklichst warnen.

3. Vergifteter Kaffeh.

Die Frau des Amtsrichters und Zimmermeisters Birkholz in dem fürstlich Schönburg-Waldenburgischen Amtsdorfe Schwaben, hatte am 21. December 1810, Fliegenstein in einem schon früher dazu gebrauchten Topfe aufgekocht, um damit ein mit Ungeziefer behaftetes Kalb zu waschen. Allein sie wurde daran verhindert, und der Topf mit dem Absude blieb unter mehreren anderen in der Küche stehen.

Des andern Tages früh brachte die Magd durch einen Mißgriff diesen Topf statt des gewöhnlichen Kaffeh-Topfes der Frau ins Zimmer. Die Frau nimmt die unglückliche Verwechslung nicht wahr, gießt zu dem Giftabsude, den sie für reines Wasser hält, anderes Wasser hinzu, und läßt nun den Kaffeh in diesem Topfe durch die Magd vollends bereiten.

Der Mann und die Frau wollen nun dieses Frühstück nehmen. Aber kaum hatte er eine ganze, und sie eine halbe Schale getrunken, als sie an dem sonderbar brennenden Geschmacke, und an den heftigen Leibschmerzen, von welchen sie fast zu gleicher Zeit befallen wurden, bemerkten, daß es mit dem Kaffeh nicht richtig sey. Sie

entdeckten nun zum größten Schrecken, daß sie sich mit dem Absude vom Fliegenstein, in welchem der Kaffeh gekocht war, vergiftet hatten.

Sie schickten sogleich nach der, eine halbe Stunde davon entfernten Stadt Waldenburg um den Arzt, und tranken indessen frisch gemolkene Milch, so viel sie konnten. Der Arzt wendete die zweckmäßigsten Mittel an; aber sie wirkten nur bey der Frau, welche weniger Kaffeh getrunken hatte. Der Mann bekam wüthende Schmerzen in seinen Eingeweiden, und nach 28 qualvollen Stunden starb er am 22. December um ein Uhr Mittags.

Die Frau wurde zwar vom Tode gerettet; aber ihre ohnehin schwächliche Gesundheit hatte sehr gelitten, und tief gebeugt über den Verlust ihres Mannes, und gequält von Vorwürfen, welche sie sich über ihre unverzeihliche Unvorsichtigkeit bey Verwechslung der Löpfe machte, schlich sie wie eine Leiche herum, und eilte dem Grabe entgegen, dem sie nur auf kurze Zeit entronnen war.

4. Vergifteter Reibstein.

Die Frau des Dreschgärtners Andersch zu Steindorf in Schlessen zerrieb auf einem Reibsteine Stechapfelsamen, welcher betäubendes Gift enthält, und nachdem sie den Stein nur obenhin abgewischt hatte, auch Korn. Von dem aus dem Korne erhaltenen Mehl kochte sie eine Suppe, wovon sie, ihr Mann und ihre zwey Kinder aßen.

Binnen einigen Stunden schwoll ihnen allen die Zunge an, sie redeten irre, und gebärdeten sich so, daß man sie bewachen mußte. Durch ärztliche Hülfe wurden sie nur mit Mühe wieder hergestellt.

Was hatte dieses Weib für ein Unheil angerichtet, daß sie die kleine Mühe scheuete, den Reibstein, auf dem sie

einen giftigen Samen gequetscht hatte, sorgfältig zu reinigen!

So allgemein man auch den Stechapsel antrifft, so wissen doch viele nicht, daß der Samen desselben ein betäubendes Gift enthält, und Wurzel und Kraut giftig sind. Er wächst häufig in allen Gegenden, besonders neben Weingärten an den Düngerhaufen. Die Pflanze wird 3 bis 4 Fuß hoch, und oft stehen sehr viele wie ein Gebüsch neben einander. Sie riechet unangenehm, besonders wenn man sie quetscht. Die Blätter sind eyrund und am Ende gezackt. Die Blüthe ist trichterförmig und weiß. Aus dieser Blüthe erwächst eine länglich runde stachelichte Samenkapsel, die viel Aehnlichkeit mit der grünen Schale einer wilden Kastanie hat, und gewöhnlich Stechapsel genannt wird. Bricht man diesen Stechapsel entzwey, so findet man in zwey Fächern schwarze Samenkörner, die eine einschläfernde und betäubende Kraft haben. Legt man diese Körner in Wein oder Weingeist, so betäuben die Ausdünstungen derselben, und bringen einen tiefen Schlaf. Schlaue Diebe stellen sie in die Schlafgemächer, um desto ungehinderter bey der Nacht in denselben stehlen zu können. Wenn man die Körner selbst genießt, so folgt Wuth und Raserey, endlich der Tod.

5. Durch Raschhaftigkeit.

Eine Frau in B* hatte den giftigen Fliegenchwamm in Wasser gesotten, um den Absud den Fliegen vorzusetzen. Sie füllte ihn in ein Fläschchen, stellte es in der Stube an das Fenster, und verrichtete indessen Geschäfte in dem Garten.

Ihr fünfjähriger Sohn blieb allein in der Stube zurück. Er machte sich während der Abwesenheit der Mutter über das Fläschchen her, glaubte, es sey Branntwein, und

trank es bis zur Hälfte aus. Bey der Zurückkunft der Mutter klagte er über schreckliche Schmerzen in den Eingeweiden, und nur die zweckmäßigsten Arzeneyen, welche der schnell herbeygerufene Arzt verordnete, retteten dem Kinde das Leben.

6. Durch Mohnsamen.

Die Hebamme Katharina F. im Alt-Perchenfelde hatte im Monathe Junius 1810 einen Knaben von vier Monathen in der Kost. Der Knabe war frisch und gesund; aber er wimmerte und schrie manche Stunde bey Tag und Nacht, wie es bey so kleinen Kindern nichts Ungewöhnliches ist.

Sein Schreyen war der Schwester der Hebamme einmahl unbequem. Da er nun gar nicht einschlafen wollte, so drang sie darauf, ihm einen Absud von Mohnsamen, der eine einschläfernde Kraft hat, zu geben. Die Hebamme, die es doch besser hätte verstehen sollen, besolgte nach einiger Weigerung diesen Rath, und der Knabe schlief wirklich von acht Uhr Abends bis Mitternacht. Aber kaum war er erwacht, als er in Zuckungen (Fraisen) fiel, welche ihn bis vier Uhr Morgens marterten, wo er starb.

Wer kann sich den Schmerz der trostlosen Mutter vorstellen, welche sich selbst die kränkendsten Vorwürfe darüber machte, daß sie ihr Kind so leichtsinnigen und gewissenlosen Leuten zur Versorgung übergeben hatte, statt mit Muttertreue es selbst zu pflegen! Die Hebamme und ihre Schwester wurden zur verdienten Strafe gezogen, da der Gebrauch dieser Absude schon vorlängst durch eine Verordnung verbothen war. Dieses Verboth wurde im November 1813 wiederholt, damit ja niemand aus Unwissenheit ein so schädliches Mittel bey Kindern anwende. So

forgt die Staatsverwaltung bey jeder Gelegenheit für das Wohl der Staatsbürger jedes Alters.

7. Durch die Wolfskirsche.

In dem Dorfe Stipanowiz auf der Herrschaft Chudeniz in Böhmen aß im September 1811 Johann Lederer die Beere der Tollkirsche (Wolfskirsche, Tollkraut) (*Atropa bella dona*) die er nicht kannte, und starb als ein Opfer seiner Unwissenheit. Ein warnendes Beyspiel, daß man keine Frucht genießen soll, die man nicht genau kennt!

8. Durch Schwämme.

Am 29. October wurden drey Personen in Wien, ein Schneidermeister mit seiner Gattinn und einem Gesellen nach dem Genuße von Schwämmen, die man hier zu Lande Hallimasch nennt, von einem heftigen Erbrechen, Durchlauf und schneidenden Schmerzen im Unterleibe, kurz von allen Anzeichen der Vergiftung befallen. Doch wurden sie durch die schnell angewandte ärztliche Hülfe gerettet. Vermuthlich waren diese Schwämme von Kindern, wie es so häufig geschieht, gesammelt, und giftige darunter gebracht worden. Die sorglosen Aeltern gaben sich nicht die Mühe, sie eher sorgfältig zu durchsuchen, bevor sie dieselben zu Markte brachten, und die Frau des Schneiders hatte auch beym Kochen der Schwämme nicht die gehörige Vorsicht gebraucht.

9. Durch Sorglosigkeit.

Die Gattinn eines Hutmachers in Wien hatte im März 1812 ein Loth Arsenik (ein sehr starkes Gift) auf dem

Lische abgewogen, um es im Scheidwasser aufzulösen. Diese Mischung brauchen die Hutmacher bey ihrem Gewerbe. Jedermann, der die gefährlichen Wirkungen dieses zerstörenden Giftes kennt, wird wohl äußerst vorsichtig mit demselben umgehen; um so viel mehr sollte man das von einer Hausmutter erwarten, welcher Reinlichkeit die erste Sorge seyn muß.

Durch ihre Sorglosigkeit blieb etwas von dem Gifte auf dem Tische liegen. Unglücklicher Weise kam bald darauf eines ihrer Kinder mit einem Stücke Butterbrot in der Hand an den Tisch, und legte es ganz unbesorgt auf die Stelle, wo Arsenik verstreut war.

Das Kind nahm das Brot wieder weg, und verzehrte es mit Appetit. Aber ein Theil des Giftes war an dem Brote kleben geblieben. Das Kind bekam bald darauf ein schreckliches Bauchgrimmen und Uebelbefinden im Unterleibe, und wurde mit jeder Minute bedenklicher. Man schickte eilig nach dem Arzte, und dieser erkannte sogleich, daß das Kind vergiftet sey. Die schnell angewandten Arzeneyen retteten ihm zwar das Leben; aber lange hatte es an den Folgen dieses unverdienten Unglücks zu leiden.

Wie wohlthätig ist die Verordnung, daß man keinem Unbefugten Gift und derley zerstörende Mittel weder für Geld noch auf eine andere Art reichen soll! Wie warnend ist aber diese Geschichte auch für alle Handwerksleute, welche bey ihren Gewerben derley zerstörende Zuthaten brauchen, daß sie dieselben sorgfältig verwahren, und nur mit größter Vorsicht verwenden sollen!

Opfer für Menschenrettung.

Der bürgerliche Tischmacher Ignaz J* ging am 30. Junius 1810 mit dem Practicanten der Hauptmauth, Andreas Kottler, an die Donau, in der Gegend der vermahligen Ketten-Brücke am Prater fischen. Abends kam auch Frau J* mit ihrem vierjährigen Sohne dahin.

Kottler, der in einem Nachen stand, bath sie, zu ihm einzusteigen. Nach einigem Zaudern willigte sie ein, stellte zuerst ihren Kleinen in den Nachen, und war im Begriffe, ebenfalls hinein zu gehen. Allein als sie schon mit einem Fuße am Rande desselben, mit dem andern aber am Ufer stand, schwankte der Nachen, der unvorsichtiger Weise nicht angebunden war. Sie schrie, verlor die Fassung und das Gleichgewicht, stürzte in den Strom, und sank augenblicklich unter.

Kaum sah dieses Kottler, als er, um sie zu retten, sich in den Strom stürzte. Aber auch er sank unter. Nach einigen Minuten erschien Frau J* wieder auf dem Wasser. Ihr kleiner Sohn erblickte sie, und — in dem rührenden kindlichen Wahne, ihr zu helfen, sprang er mit Entschlossenheit in den Strom, der ihn leicht, wie einen Ball dahin trug, bis Schiffer herbey eilten, und ihn und seine Mutter glücklich ans Ufer brachten. Der Knabe erhobste sich sogleich, die Mutter erst nach einigen Tagen.

Kottler war aber ohne Rettung verloren. Erst am siebenten Tage darauf fand man den Leichnam des guten jungen Mannes. Das Wasser hatte ihn einige hundert Schritte von dem Orte, wo er den Kettertod starb, ausgeworfen. Er wurde von allen guten Menschen sehr betrauert.

Die

patriotisch gekümmten und menschenfreundlichen Gränz = Soldaten.

Die Gränzer erfüllen ihre Pflichten gegen den Staat dadurch, daß sie unentgeltlich im Frieden Soldatendienste thun, und bey dem Ausbruch des Krieges ihre Heimath verlassen, und gegen den gewöhnlichen Sold mit allen übrigen Regimentern zur Abtreibung des Feindes sich vereinigen. In neuern Zeiten sind die Fälle nicht selten, daß sie auch durch Beyträge von ihrem Vermögen zum Wohle des Staates mitzuwirken sich bemüheten. Wer erkennt hieran nicht die schönen Fortschritte dieses Volkes in Vaterlandsliebe, und in dem Bestreben, auch in den entfernteren östereichischen Provinzen die leidenden Mitbürger zu unterstützen, — die immer wachsende Menschenliebe dieser braven Soldaten, die sich durch Kriegsrühm von jeher ausgezeichnet haben? Wie viel mögen dazu die wohl eingerichteten Schulen in den Gränzbezirken beygetragen haben!

Die Warasdiner, die flavonischen und banatischen Gränzer hatten kaum vernommen, daß der Markt Frohnleithen in Steyermark in dem letzten Kriege von dem Feinde mit Feuer und Schwert verheeret, und dadurch ganz verarmet sey, als sie in ihren Regiments-Bezirken Sammlungen veranstalteten, und den Einwohnern dieses verunglückten Marktes ansehnliche Summen zur Unterstützung sandten.

Einer besondern ehrenvollen Erwähnung werth sind aber die Gemeinden des deutsch = banatischen, des Broder- und Peterwardeiner = Regiments,

welche an den Staat Forderungen hatten, und auf dieselben mit edlem Bürgerfinne Verzicht leisteten.

Die Bewohner des nun zu Ungarn gehörigen Carlstädter-Gränz-Bezirktes geriethen im Winter des Jahres 1808 vor Ausbruch des Krieges in Nahrungsnoth. Ihr Boden ist obnehin unfruchtbar, und den Sommer zuvor war die Ernte fast gänzlich mißlungen.

Die kräftige Unterstützung derselben war dringend nöthig; der Ankauf einer beträchtlichen Menge Getreides in den nächst gelegenen Comitaten würde den Preis nur noch mehr erhöhet haben. Es wurden daher die wohlhabenderen Gemeinden der slavonischen und banatischen Militär-Gränze aufgefordert, freywillig so viele Früchte herzugeben, als jeder aus gutem Herzen wollte, und sein Vorrath zuließ. Der Staat versprach das Darleihen in bestimmter Zeit zurück zu bezahlen.

Sie, die schon öfters ihren Waffengenossen der kroatischen Gränze in gleicher Noth beygestanden waren, leisteten ihnen auch dieses Mahl gern Hülfe. Auf den ersten Aufruf öffneten sie ihre Dorf-Magazine, und 103,319 Megen Brotfrüchte — zu äußerst mäßigen Preisen angesetzt — wurden mit vielen beträchtlichen Geschenken für ihre ärmsten Waffengefährten von ihnen durch die weiten und beschwerlichen Wege zu ihren leidenden Mitbrüdern geführt.

Wenn schon diese edle Theilnahme an fremder Noth jeden Menschenfreund rühren muß, so haben gewiß jene Gemeinden der Gränzer, welche im Jahre 1810, als sie den Ersatz für die gelieferten Kornfrüchte erhalten sollten, und freywillig auf ihre Forderungen Verzicht geleistet haben, das Wohlgefallen Seiner Majestät des Kaisers und den Dank aller Patrioten verdient. Die Forderungen, welche sie erlassen haben, betragen bey 100,000 Gulden, und diese Gabe erhält noch dadurch einen viel größeren Werth,

daß die Gemeinden in den Gränzbezirken bey weitem nicht so wohlhabend sind, als in Oesterreich, Böhmen und Mähren.

So sieht nun der Patriot in diesen entlegensten und minder cultivirten Provinzen des östereichischen Kaiserstaates mit Vergnügen den edlen Wettkampf der verschiedenartigsten Bewohner der großen Monarchie, wie sie es einander an wirksamer Vaterlands- und thätiger Nächstenliebe zuvor zu thun sich bestreben.

D e r

österreichische Staat zählt unter allen Religions-Genossen gute und patriotisch gesinnte Staatsbürger.

Der israelitische Handelsmann Abraham Grünwald in Preßburg übergab im Anfange des Jahrs 1811, wo durch verschiedene nachtheilige Einwirkungen der Werth der Banco = Zettel sehr gesunken war, der k. k. Polizey-Ober = Direction in Wien 2000 Gulden, als einen freywilligen Beytrag zu dem Banco = Zettel = Tilgungsfonde. Zugleich bestimmte derselbe die Summe von 600 Gulden zur Unterstützung armer christlicher Familien in einigen Vorstädten Wiens in dankbarer Erinnerung, daß sein Wohlstand, in dem er sich befindet, durch den Handel mit solchen Waaren entstanden sey, die in den Fabriken dieser Vorstädte verfertigt werden.

Patriotische Handlungen.

Die Söhne der gemeinen Soldaten und Unter-Offiziere werden in den von Kaiser Joseph II. errichteten und durch die väterliche Fürsorge unsers Kaisers Franz I. nun in ihrer Verfassung sehr verbesserten Regiments-Erziehungshäusern erzogen. Die edlen Stände Mährens wollten den braven Landwehrmännern auch den Tod fürs Vaterland durch Fürsorge für ihre hinterlassenen Söhne erleichtern. Sie stifteten in den Regiments-Erziehungshäusern in Brünn, Prosnitz, Znaim, Iglau, Mährisch-Neustadt, Kremsir und Sternberg 28 Plätze für Waisen von Männern, die bey der mährischen Landwehre gedienet haben, und für die Söhne von jenen, die bey derselben noch dienen. Die Knaben dürfen nicht über zehn Jahre alt seyn, sie müssen einen gesunden Körper haben, damit sie zu Soldaten tauglich werden; auch müssen sie die Blattern überstanden, oder mit der Schutzpocke geimpft worden seyn.

Die Gemeinde von Pilsen in Böhmen, von der Nützlichkeit der Regiments-Erziehungshäuser überzeugt, und von Achtung gegen die verdienten Krieger unsrer tapfern Armee erfüllt, kaufte dieser Erziehungsanstalt des Regiments Argenteau ein eigenes Gebäude um 28,000 Gulden, und seyerte das Geburtsfest unsers erhabenen Monarchen am 12. Februar 1811 dadurch, daß sie die Militär-Söglinge mit großer Feyerlichkeit in dasselbe einführte.

Der
Pfau und der Haushahn.

(Eine Fabel.)

Ein eitler Pfau sprach einst zu einem Hahn:
„Ein jeder schaut mich mit Bewund'ring an;
Allein, wer hätte nicht auch etwas auszusagen?
Der Eine tadelst mein Geschrey,
Ein Andrer sagt, mein Schenkel sey
Nicht schön, anstatt am Glanz sich zu ergötzen,
Womit mein Schweiß im Sonnenschein
So herrlich prangt. Wie kann man so vermessen
Und ungerecht in seinem Urtheil seyn?
Man sollte dankbar sich des Schönen freu'n!“
„Mein lieber Pfau,“ fiel ihm der Haushahn ein,
„Man würde gern Geschrey und Fuß vergessen;
Allein du willst gepriesen seyn,
Und jedem mit Gewalt gefallen,
Und so, mein Freund, mißfällt du Allen.“

D a s

K. K. Waisenhaus in Wien.

Errichtung desselben.

Noch vor den Zeiten des Kaisers Carl VI. wurden die Waisen in Wien mit andern Armen jedes Alters und Geschlechts in den Versorgungshäusern ernährt. Schon im Jahre 1590 bestand in Wien in der Singerstraße ein Waisenhaus für arme Mädchen. Dergleichen Zufluchtsörter der Armuth waren auch: das Bürgerhospital, der Contumazhof, St. Alex, in der Aller-Gasse, das Arbeitshaus in der Leopoldstadt und die zwey Waisenhäuser an der Nußdorfer-Linie, welche noch heut zu Tage so heißen. Im Jahre 1724 errichtete Kaiser Carl VI. das erste Versorgungshaus für Waisen, wo die Kinder und Erwachsene beyammen wohnten, in der Religion, im Lesen und Schreiben, im Spinnen und Stricken unterrichtet wurden.

Im Jahre 1739 errichtete Kaiser Carl VI. zur besseren Aufnahme aller Wohlthätigkeitsanstalten in Wien eine eigene Hof-Commission, welche aus geistlichen und weltlichen Räten zusammen gesetzt wurde, und den Cardinal und Erzbischof Sigmund von Kollonik zum Präsidenten hatte.

In der Charwoche des Jahres 1742 besuchte einer dieser Räte, der hochverdiente Domherr und nachherige Weihbischof Marxer, was er öfters zu thun gewohnt war, das Arbeitshaus in der Leopoldstadt. Da er dasselbe dieses Mal etwas genauer durchging, gerieth er in eine abgelegene Kammer, worin er zwanzig Mädchen auf einer

hölzernen Lagerstätte ausgestreckt fand, hülfslos, halb entbloßt und ganz mit Ausfaß bedeckt.

Durch diesen Anblick tief gerührt, entfernte sich Marxer, und eilte zu seinem Freunde, Herrn Johann Michael von Kienmayer, einem stillen Wohlthäter der Armen.

Dieser edle Mann both sogleich Hand und Herz zur Rettung der zwanzig unglücklichen Mädchen. Ein kleines Gebäude am Rennwege wurde gekauft, und diese hülfslosen Kinder wurden sammt ihrer traurigen Lagerstätte dahin gebracht, eine Frau zur Pflegmutter, und ein Priester von St. Marx zum Lehrer derselben aufgestellt.

Die Geschichte von diesem Vorfall verbreitete sich schnell durch die Stadt, und Wiens wohlthätige Bewohner beeilten sich, Lebensmittel, Bettzeug und Geld für diese Waisen zu schicken, welche Gaben so reichlich flossen, daß man bald eine noch größere Zahl versorgen konnte.

Noch im Jahre 1742 konnte ein zweytes Haus gekauft, und der Grund zum ersten Hofraum gelegt werden. In den folgenden zwey Jahren führte man den zweyten Hofraum auf, und erbaute eine Kapelle. Die verwitwete Herzoginn von Savoyen, Theresia, Graf Philipp von Kinsky und der Cardinal Erzbischof Sigismund waren die größten Wohlthäter dieser aufkeimenden Anstalt. Die Kinder erhielten reinliche Pflege; sie wurden in der Religion und in den Schulgegenständen unterrichtet, und mit Arbeiten für eine Fabrik, die dem Herrn von Kienmayer gehörte, beschäftigt.

Im Jahre 1745 am 2. August erschien, nur von wenigen Damen und Herren begleitet, die Kaiserinn Maria Theresia in dem neuen Institute, besah alles aufmerksam und nachdenkend, verließ die Waisen und ihre Vorsteher mit Worten der Huld, und schenkte der frommen

Anstalt das Schloß und die Herrschaft Ebersdorf an der Donau. Wenige Tage später sendete diese große Menschenfreundin 4000 Gulden zu einer Stiftung für Waisen. Am 4. October 1761 stiftete diese unsterbliche Frau hundert Plätze für arme Kinder und Waisen von Unter-Offizieren und Gemeinen, und wies dazu eine Summe von 100000 Gulden auf ihre Erbgüter Belle und Raczkówe in Ungarn an, und im Jahre 1780, da diese Güter die Erzherzoginn Maria Christina kaufte, erhöhte Maria Theresia die Summe auf 125000 Gulden. Sie erkaufte auch das große Kienmayersche Fabriks-Gebäude an der Landstraße mit allen dazu gehörige Gründen und Wohnungen, und schenkte am 16. April 1763 alles dieses den Waisen. Sie legte einige Jahre später noch 15500 Gulden zu zwey Stiftungen nieder, wovon eine für die Waisen ungarischer Nation bestimmt war.

Diese mildthätigen Gaben der großen Kaiserinn blieben nicht ohne Nachahmung. Die Erzherzoginn Maria Anna und Maria Christina folgten dem Beyspiele ihrer erhabenen Mutter und dem Triebe ihres eigenen Herzens. Die erstere widmete 3030, und die letztere 5862 Gulden zur Unterstützung der Waisen. Fürsten, Grafen und Privatpersonen wetteiferten, das Institut für Waisen durch beträchtliche Gaben zu unterstützen. Viele derselben ernannten arme Kinder und Waisen zu ihren Erben. Viele wollten ihnen noch, so lange sie lebten, Gutes thun. Sie wiesen dieselben an das Waisenhaus an, und bezahlten das Kostgeld. Die Zahl der Zöglinge stieg von 308, welche der thätige um das Wohl der Waisen unermüdet besorgte — Probst Parhammer am 13. Jänner 1759 übernommen hatte, im Jahre 1768 auf 710. Dieser würdige Priester gab der ganzen Anstalt eine neue Form; er führte eine militärische Erziehung und den Unterricht in der Mu-

sik ein, er sammelte allenthalben Wohlthaten, war wie ein Vater unter seinen Kindern; er schuf und unterhielt einen eigenen Geist im Institute, der es rühmlich von allen Waisenhäusern auszeichnete. Von dem Jahre 1742 bis 1758 wurden 1810 Waisen hier unterrichtet und verpflegt. Kaiser Joseph II. sonderte im Jahre 1784 die Kinder der Soldaten vom Waisenhause ab, und errichtete eigene Militär-Erziehungshäuser, für jedes Infanterie-Regiment in dessen Werbbezirke eines. Dadurch wurde das Waisenhaus eine ganz bürgerliche Anstalt, und die militärischen Uebungen hörten auf.

Die Vereinigung

der Chaosischen Stiftung

mit dem Waisen-Institute, welche im Jahre 1758 zu Stande gekommen war, trug noch insbesondere zu diesem Wachstume bey.

Johann Conrad von Nichthausen, Freyherr von Chaos, k. k. Hofkammerrath und oberster Erb-Münzmeister, welcher am 25. Julius 1663 zu Schemnitz den Tod des Gerechten starb, setzte zu Erben seines Vermögens, welches über eine halbe Million betrug, arme Kinder, Findlinge und Waisen ein, und verordnete in seinem Testamente, daß für sie in der Hauptstadt Wien ein Institut eröffnet werde, wo man sie zu rechtschaffenen Menschen, Bürgern und Christen bilden sollte. Von dieser menschenfreundlichen Stiftung war der Grund zur Ingenieur-Akademie gelegt; und die beyden Institute für Waisen und Findlinge wurden erweitert.

Der Magistrat von Wien, dem er den Vollzug seiner letzten Anordnung übergetragen hatte, ehrte das Andenken an diesen edlen Samaritan dadurch, daß er ihm in der

Nähe des Bürgerspitals eine Kapelle mit einem Grabmahle erbauete, welches bis zum Jahre 1763 noch zu sehen war. In diesem Jahre wurde die Kapelle niedergerissen, und die Gebeine des edlen Wohlthäters verlassener Kinder in den vormahligen Gottesacker bey den Schwarzspaniern, und im Jahre 1767 in die Waisenhaus - Kirche am Rennwege übersetzt. In eben dem Jahre wurden 20000 Gulden von der Chasisschen Stiftung zum Baue einer Kirche für die Waisen bestimmt, welche noch durch die Aufschrift:

In hac sacra Domo orphani pia Vota
persolvunt

hindentet, daß in diesem Gotteshause die Waisen ihre frommen Gebethe Gott darbrachten. Den Grundstein dazu legten am 21. März 1768 Joseph II. und seine erhabene Schwester Maria Carolina, damahls Braut des Königs von Neapel. Der Bau wurde mit so vieler Thätigkeit betrieben, daß man am 7. December desselben Jahres schon die Weihe des neuen Gotteshauses vornehmen konnte. Es war ein großes Fest. Der Cardinal und Erzbischof Christoph Graf von Migazzi verrichtete die religiöse Handlung, und ein Knabe, noch nicht dreyzehn Jahre alt, leiterte den Chor und die Musik, welche er selbst dazu gesetzt hatte. Dieser Knabe war der in der Folge so berühmte Mozart. Was die Feyer des Tages noch erhöhte, war die Gegenwart der großen Maria Theresia.

Maria Theresia, die Mutter der Waisen.

Die unvergeßliche Kaiserinn Maria Theresia war bis an ihren Tod wie die Mutter des Vaterlandes, so auch eine wahre Mutter der Waisen. Sie unterhielt beständig 200 älternlose Kinder, zum Theile vermittelst ihrer Stif-

zungen, zum Theile durch Kostgelder, die sie aus ihren Privateinkünften zahlte. Sie spendete noch überdieß von Zeit zu Zeit außerordentliche Summen zur Unterstützung der kleinen Menschheit.

Neue Verfassung des Waisenhauses unter Kaiser Joseph II.

Der großen Mutter folgte der große Sohn Joseph II., der allen wohlthätigen Anstalten eine besondere Aufmerksamkeit schenkte. Er wollte das Waisenhaus ganz umschaffen, und ihr jene zweckdienliche Einrichtung geben, welche das Zeitalter forderte. Er vereinigte das Institut der Waisen mit dem der Findlinge; übersekte die ganze Anstalt im Jahre 1785 von dem Rennwege nach der Währinger-Vorstadt, und wies das spanische Spital und den Strudelhof mit allen Nebengebäuden den Waisen und Findlingen an. Das Findelhaus wurde dann wieder abgefondert, und in der Alser-Vorstadt neu gegründet.

Im Waisenhause selbst hob er allen Unterschied unter den Kindern auf. Die Begünstigungen, welche Einzelne eher genossen hatten, (Extra-Mädchen, Extra-Kleidung, Extra-Kost u. s. w.) fielen weg. Alle Zöglinge des Instituts sollten gleich behandelt werden. Auch verordnete er, daß ein großer Theil der Waisenkinder gegen ein bestimmtes Kostgeld braven Landleuten und einzelnen Familien in den Vorstädten zur Erziehung übergeben werden sollte. Die Pflegeältern erhalten einen Beytrag, bis die Kinder das fünfzehnte Jahr erreicht haben.

So sind nun in diesem wohlthätigen Institute seit dem Jahre 1740 über 12000 Kinder verpflegt und erzogen worden, und über 4000 wurden durch Hülfsgelder unterstützt, daß sie zu nützlichen Staatsbürgern gebildet

werden konnten. Jetzt befinden sich gewöhnlich über 400 Kinder im Hause, von welchen über 300 von milden Stiftungen erhalten werden; für die anderen wird Kostgeld gezahlt. Außer dem Hause verpflegt diese wohlthätige Anstalt gegen 1200 Waisen. Durch diese wohlthätige Waisenanstalt werden täglich 1700 und im Laufe des Jahres ungefähr 2000 Kinder verpflegt.

Erziehung und Unterricht der Zöglinge.

Bei einer so großen Anzahl Kinder, die in einem Gebäude zusammen wohnen, wird nun vor allem auf Ordnung und Reinlichkeit gesehen, um sie gesund zu erhalten. Die Kost ist hinreichend, einfach und gut zubereitet; Kleidung und Wäsche sind nach der Jahreszeit und zur Abwechslung eingerichtet. Die Waisen nehmen die ihren Kräften angemessenen Arbeiten, körperliche Uebungen und Spiele, so viel möglich in freyer Luft und in dem Garten vor, um ihren Körper zu stärken und abzuhärten. Die Folge davon ist ein gesundes, frisches und heiteres Aussehen, wodurch sich die Zöglinge dieser Anstalt vor so vielen andern Waisenkindern auszeichnen.

Die Kinder besuchen die im Hause bestehende sehr gut eingerichtete Hauptschule von vier Classen. Sie werden dort in der Religion und Sittenlehre, im Lesen, Schreiben, Rechnen und in andern Schulgegenständen, die fähigeren im Zeichnen, in der Baukunst, Messkunst, Mechanik und andern zu bürgerlichen Gewerben nützlichen Kenntnissen, so wie in der Erdbeschreibung, Naturgeschichte, Naturlehre, u. dgl. unterrichtet. Vorzügliche Talente besuchen die lateinischen Schulen mit so gutem Erfolge, daß sie immer die ersten Plätze unter den Studierenden behaupten.

ten; oder sie bilden sich in der Akademie der bildenden Künste zu ausgezeichneten Künstlern.

Die Mädchen werden nebst den angeführten Gegenständen des gewöhnlichen Schulunterrichts im Spinnen, Stricken, Nähen und in andern weiblichen und häuslichen Arbeiten unterrichtet.

Wenn die Knaben das gehörige Alter erreicht haben, werden sie außer dem Hause einem Meister in die Lehre gegeben. Der Knabe kann das Gewerbe und Handwerk wählen, und der Vorsteher des Hauses entscheidet, ob seine körperlichen und geistigen Anlagen zur Erlernung desselben geeignet sind. Die Anstalt bezahlt für die Waisen die Gebühren beym Aufdingen, die Lehrgelder, gibt einen Beytrag auf Kleidung während der Lehrjahre, und sorgt überhaupt während der Lehrzeit auf alle mögliche Art für das weitere Fortkommen der Waisen.

Zwey Aufseher werden zur Aufsicht über die außer dem Hause in der Kost oder Lehre sich befindlichen Waisen besoldet. Diese müssen wenigstens alle Monatshe Ein Mahl nachsehen, und die genaueste Nachricht von der Aufführung der Kinder und dem Betragen der Ziehältern und Lehrherren gegen dieselben, und die Schulzeugnisse der Waisen beybringen. Die Ober-Direction des Hauses nimmt selbst mehrere Male im Jahre diese Untersuchung vor, und ordnet alles zum Besten dieser Kinder an.

Director dieser Anstalt ist gegenwärtig der als Gelehrter und Kinderfreund gleich verehrungswürdige Bierthaler, unter dessen einsichtsvoller und thätiger Leitung die Erziehung und Bildung der Waisen, überhaupt die ganze Verfassung der Anstalt ungemein gewonnen und einen so großen Ruf erlangt hat, daß auch bürgerliche Aeltern ihre Söhne gegen Kostgeld zur Erziehung in das Waisenhaus geben. Durch die Verwendung dieses Men-

schensfreundes wurde schon vielen Böglingen von ausgezeichneten Talenten das schöne Loos zu Theil, daß sie in das k. k. Stadt-Convict, in die k. k. Ingenieur-Akademie, in die Militär-Akademie nach Wiener-Neustadt übersetzt wurden. Andere erhielten zur Fortsetzung ihrer wissenschaftlichen Bildung Stipendien, und wurden nach rühmlich vollendeten Studien zu Staatsdiensten verwendet, so wie andere als Offiziere einen ehrenvollen Platz in der österreichischen Armee einnehmen. Viele Waisen fanden ihren Platz bey bürgerlichen Gewerben, bey dem Handelsstande oder in Fabriken, andere zeichnen sich als Künstler aus.

So können auch die verlassenen Waisen im österreichischen Kaiserstaate sich der gütigen Fürsorge des Staates erfreuen. Er nimmt sie an Kindesstatt an, sorgt für ihren Unterricht und ihre Erziehung; und viele gelangen auf diesem Wege zu größerer Sittlichkeit, zu besseren Kenntnissen und Kunstfertigkeiten, und bereiten sich ein glücklicheres Loos, als wenn ihre leiblichen Aeltern für sie gesorgt hätten.

Freuen wir uns, einen so schönen Staatenverein anzugehören, wo der Monarch und Landesvater für die Gevingsten sorgt, wo Menschenfreunde der verlassenen Geschöpfe durch milde Stiftungen gedenken, wo der Staat dieselben unter seinen väterlichen Schuz nimmt!

Der Floh und der Hund.

(Eine Fabel.)

Ein kecker Floh kroch einem Hund ins Ohr,
Und trieb ein Ungethüm auf seinem Trommelfelle,
Daß er ein wüthend Angstgebelle
Begann, und schier Geduld und Kraft verlor.
Zulezt erschien das Bräunchen zart,
Und wie auf einem Rednersitze
Erhob es sich hoch auf des Ohres Spitze,
Und räusperte und strich den Bart.

„Wann,“ sprach der Springer „wird die Welt,
Verdienst und Kraft nach Würde ehren;
Ich kann den Löwen brüllen lehren.
Gesteht es nur, ich bin ein Held!“

Beispiele kindlicher Liebe.

Eine römische Frau war zum Tode verurtheilt, und sollte im Gefängnisse hingerichtet werden. Der Gefangenwärter aber vom Mitleiden gegen sie gerührt, vollzog die Strafe des Todes nicht sogleich, sondern vergönnte ihr noch einige Zeit des Lebens. Er wollte lieber, daß sie vor Hunger, Schrecken und Ermattung verschmachten, als von seiner Hand den Tod erhalten sollte.

Diese Frau hatte eine verheirathete Tochter, welche eben ihr Kind säugete. Auf vieles Bitten erhielt sie von dem Gefangenwärter die Erlaubniß, ihre Mutter zu besuchen; doch wurde sie bey dem Eintritte ins Gefängniß immer fleißig durchsucht, ob sie nicht etwa Speise oder Lebensmittel der Mutter überbringe, welches ihr der Gefangenwärter streng untersagte, damit der Hunger den Tod der Mutter beschleunige.

So vergingen mehrere Tage, daß die Frau keine Nahrungsmittel von dem Kerkermeister erhielt, und doch blieb sie zu seiner nicht geringen Verwunderung noch immer am Leben.

Dieses konnte er sich nicht aufklären, und schöppte Verdacht, daß ihr doch die Tochter Nahrung bringen müßte. Er beschlich und belauschte sie sorgfältig, und traf sie an, wie sie der Mutter ihre Brust zum Säugen darreichte, und sie dadurch beym Leben erhielt.

Der Kerkermeister ward innig gerührt; er vergaß die Gefahr, in die er sich selbst versetzte, wenn es bekannt würde, daß er das Weib nach dem Ausspruche der Richter nicht gleich getödtet habe; er zeigte dieses schöne Beyspiel kindlicher Liebe an, und die hochdenkenden Römer entließen nicht nur die Mutter aus dem Gefängnisse, und schenkten ihr die Strafe, sondern sie wurde auch mit ihrer Tochter auf öffentliche Kosten versorget. „Eine Mutter,“ sagten sie, „die ihre Tochter so brav erzogen hat, kann nicht des Todes schuldig seyn!“ Zum aufmunternden Beispiele für andere Söhne und Töchter erbaueten sie auf dem Platze des Gefängnisses, worin dieses geschehen war, einen Tempel, und weiheten ihn der kindlichen Liebe.

Auf gleiche Weise hat auch im alt heidnischen Griechenland eine Tochter, Namens Pero, ihren Vater

Simon im Kerker erhalten. Diese Geschichte ist von vielen Künstlern in herrlichen Gemälden dargestellt worden.

Ein anderes Beyspiel

Kindlicher Liebe liefert uns auch die neuere Geschichte.

Die Insel Corsika hatte sich gegen die Genueser empört, und Leonardo Casanova, Gutsbesitzer auf dieser Insel, führte als General-Lieutenant die Empörer gegen ihre rechtmäßigen Beherrscher an.

Das war allerdings sehr sträflich, und die Meuterer mußten für ihr widerrechtliches Unternehmen schwer büßen. Sie wurden geschlagen, und der Anführer selbst gefangen genommen.

Unter den angesehensten Offizieren der Sieger waren Anverwandte des Casanova, welche bewirkten, daß ihm das Leben geschenkt wurde; aber er sollte im Gefängnisse zu Bastia, der Hauptstadt auf der Insel Corsika, sein Vergehen büßen. Er wurde scharf und genau bewacht, niemand als seine Magd, wenn sie ihm das Essen brachte, wurde hinein gelassen.

Sein jüngster Sohn Antonio konnte seinen Vater nicht schmachten sehen; er setzte sein Leben in Gefahr, um ihn zu retten. Wenn auch die Art, auf welche er die Rettung seines Vaters beschloß, nicht tadelsfrey ist, so erreget doch seine kindliche Liebe und sein Muth Bewunderung und Erstaunen.

In kurzer Zeit lernte der brave Sohn das Barbieren; und zog dann die Kleider jener Magd an, welche gewöhnlich das Essen brachte. Das Gesicht verhüllte er, um sich unkenntlich zu machen, mit einem leinenen Schleyer, wie es damahls in diesem Lande Sitte war, und so verkleidet ging er alle Geberden und den Gang der Magd

nachahmend, mit einem Korbe in der Hand, in welchem sich die Speisen befanden, unerkannt ins Gefängniß.

Hier fiel er seinem Vater um den Hals, benetzte ihn mit seinen Thränen, und beschwor ihn, die Kleidung der Magd anzuziehen, und so zu entweichen, wie er verummummt herein gekommen war. Der Vater ließ sich bewegen; der Sohn lösete durch mitgenommene Werkzeuge seine Fesseln, schor ihm den Bart ab, half ihm ankleiden und entfliehen. Der Sohn blieb in dem Kerker zurück, nahm die Kleidung und Fesseln des Vaters und duldete gern, weil er seinen Vater gerettet sah.

Der treue, dankbare, liebenswürdige Sohn wurde aber bald erkannt, und von den christlichen Genuesern für seine große That, die aus so edlen Gefühlen entsprang — zum Tode verurtheilt und mit dem Beile enthauptet.

Vergleichen junge Freunde das Benehmen der heidnischen Römer bey einem ähnlichen Beweise kindlicher Liebe mit dem grausamen Urtheile der christlichen Genueser. „Schande und Abscheu!“ ruft hier das gekränkte Menschengefühl den Blutrichtern zu, „und Lob und Beyfall dem Sohne, der sich für seinen Vater geopfert hat!“

Ein schöner Zug der Redlichkeit.

Ein Witwer, welcher ein hübsches Vermögen besaß, hatte zu Anholt bey Münster eine reiche Witwe geheirathet. Aber sie lebten nicht zufrieden in dieser Ehe. Sie verheimlichten sich gegenseitig vieles von ihrem Vermögen, thaten ganz fremd mit einander, und wurden zuletzt beyde mißvergnügt. Endlich starb der Mann am Schlagflusse im Julius 1812, und die Frau wurde zu Folge des Heiraths-Vertrages Erbin seines ganzen Vermögens.

Bald nach dem Tode des Gatten verkaufte die Witwe mehreres entbehrliches Geräthe, unter diesen auch den Schreibschrank ihres Mannes, zu welchem er den Schlüssel immer sorgfältig bey sich getragen hatte. Diesen erstand Doctor Gumm in der Versteigerung, und ließ ihn nach Hause bringen.

Mehrere Tage darauf reinigte die Frau des Doctors diesen Schrank vom Staube, und zog sorgfältig alle inneren Fächer heraus. Da entdeckte sie unvermerkt eine verborgene Schublade, worin zu ihrem Erstaunen ein Sack mit Geld lag. Dieses machte sie neugieriger, sie suchte eifriger nach, und fand eine zweyte Lade, und in derselben einen Beutel mit Goldmünzen, endlich bey weiterm Nachsuchen eine dritte, worin ein Halsgeschmeide, ein Paar Ohrgehänge und zwey Fingerringe, sämmtlich mit Juwelen besetzt, und eine vierte, worin ein Schächtelchen mit Brillanten sich befand. Voll Verwunderung zeigte sie diesen kostbaren Fund ihrem Gatten.

Beide hätten nun diese Kostbarkeiten behalten können; denn niemand wußte davon, niemand hatte solche

Schätze im Kasten vermuthet. Aber Redlichkeit galt dem braven Doctor über alles. Ohne einen Augenblick zu überlegen was mit diesem Schätze zu machen sey, läßt Doctor G l u m m die Witwe rufen, zeigt ihr den gemachten Fund, und übergibt ihr denselben, welche eben so erstaunt über diesen reichen Schatz, als innig gerührt über die unbestechliche Redlichkeit des Doctors war, und seiner Frau dankbar einen der beyden Ringe zum Andenken an die herrliche That ihres Mannes überreichte.

Unglücksfall aus übler Gewohnheit.

In der Nacht vom 7. auf den 8. Julius im Jahre 1811 ereignete sich zu Salzburg der unglückliche Fall, daß ein Schustergeselle vom dritten Stockwerke eines Hauses in der Getreidgasse auf das steinerne Pflaster herabstürzte, sich beyde Füße und eine Hand brach, die Zähne einschlug und auch eine Seite des Kopfes jämmerlich zerfleischte. Der Unglückliche hatte die üble Gewohnheit, sich gerne rücklings auf das Fenster zu setzen, und dabey sein Pfeifchen zu schmauchen. Er that das Nämliche auch an diesem Abende, wo er zum Unglücke etwas mehr getrunken hatte; er schlief ein, und stürzte unglücklicher Weise vom Fenster hinab.

Ein ähnlicher Fall ereignete sich im Monathe September desselben Jahres zu Königsberg in Preußen. Ein junger Mann kam vom Lande in diese Stadt, kehrte in einem Wirthshause ein, wo er mit einigen guten Freunden ein fröhliches Abendmahl einnahm, welches mit Punsch beschlossen wurde.

Darauf legte er sich schlafen; mitten in der Nacht aber erwachte er, und da es ihm vermuthlich wegen des zu viel getrunkenen Punsch's zu warm war, öffnete er das Fenster, setzte sich darauf, mit den Füßen heraushängend; und schlummerte wider seinen Willen ein. Sich vorwärts neigend bekam er das Uebergewicht, und gleitete zwey Stockwerke herunter auf die Gasse. Er kann noch von vielem Glücke sagen, daß er sich durch diesen Fall nur die Füße prellte, und keinen andern Schaden davon trug.

Der Conseker Joseph Haydn.

Wer kennt nicht die großen Musikwerke unsers berühmten Landsmannes, des unübertrefflichen Consekers Joseph Haydn, welchen das In- und Ausland mit Bewunderung nennt? Das Dorf Mohrau im B. U. W. W. an der Gränze Ungarns war sein Geburtsort, ein Wagner sein Vater. Von einer natürlichen Anlage unterstützt, hat er sich durch Fleiß und Studium auf die erste Stufe der Conseker der Welt erhoben. Er war Kapellmeister in Diensten des verstorbenen Fürsten Esterhazy, von dem er einen Jahresgehalt lebenslänglich bezog.

Im Jahre 1772 wollte der Fürst seine Musiker, unter denen viele ausgezeichnete Künstler waren, abbanken. Dadurch wären sie mit ihren Familien in die größte Verlegenheit gekommen, weil derley Leute nicht so leicht eine Anstellung wieder finden können, indem nur Monarchen und der reichste Adel im Stande sind, den nöthigen Aufwand auf eine Musik-Capelle zu machen.

Haydn war für seine Person gesichert; denn der Fürst hatte ihm schon vorläufig eine lebenslängliche Versorgung durch einen Vertrag zugesichert. Aber ihn dauerten die andern, welche immer ihre Pflicht gethan hatten, und jetzt unverschuldet entlassen werden sollten. Sie waren ja auch seine Kunstverwandte, die er schätzte, und für die er brüderlich sorgte. Er suchte den guten Fürsten von diesem Gedanken abzubringen, und that es auf eine höchst eigene, ehrenvolle Weise.

Er erfand eine Symphonie, welche so eingerichtet war, daß in gewissen Zwischenräumen ein Instrument nach dem andern zu spielen aufhörte. Wie nun bey der Aufführung derselben in Gegenwart des Fürsten ein Musiker seine Notensstimme vollendet hatte, löschte er das Licht aus, nahm sein Instrument und entfernte sich. So hatte es Haydn angeordnet.

Zulezt stand Haydn allein da, machte seine Verbeugung, und wollte sich ebenfalls entfernen. Aber der Fürst hatte die Symphonie und die Absicht derselben verstanden. In großer Bewegung rief er aus: „Haydn! es bleibt beym Alten;“ und jeder ist auch noch ferner in den Diensten des großmüthigen Fürsten geblieben.

Diese wahre Anekdote macht dem guten Herzen und dem Erfindungsgeiste unsers berühmten Tonsetzers eben so viel Ehre, als der Großmuth des hochherzigen Fürsten.

D a s

I. I. Lustschloß Schönbrunn bey Wien.

Kurze Geschichte desselben.

Hier, wo jetzt das Schloß mit dem herrlichen Parke pranget, wo Tausende der Bewohner Wiens unter schön belaubten Gängen wandeln, und Lust und Erholung suchen, war ehemals ein Gemisch von Sandhügeln mit Gesträuche und Waldbäumen bewachsen, das so genannte Gatterhölzel, dessen Ueberbleibsel sich bis zum Ende des vorigen Jahrhunderts erhalten haben.

Kaiser Matthias pflegte hier zu jagen. Ermüdet von der Jagd mochte er sich an der frischen Quelle gelagert, und seinen Durst mit dem klaren Wasser gelabet haben, das noch jetzt aus dem Brunnchen im Garten sprudelt; denn dort fand man einen Stein, der mit dem Nahmen dieses Kaisers bezeichnet war, und auf diese Begebenheit hindeutete. Er ließ hier ein stattliches Jägerhaus, und in der Nähe einen eigenen Thurm zur Aufbewahrung der Jagdhunde erbauen. Von diesem hat die jetzige Vorstadt Hundsturm ihren Nahmen. Der kaiserliche Hof besuchte zuweilen dieses Lustgebäude, wenn er sich in der Gegend mit Jagen belustigte.

Im Jahre 1637 wurde dieses Gebäude ein Eigenthum der Kaiserinn Eleonora, der Witwe Ferdinands II., und zwanzig Jahre später der Aufenthalt von der frommen Witwe Ferdinands III. Damals war

bereits aus dem Jagdhause ein Schloß geworden, hinter welchem sich ein Thiergarten bis auf die Spitze des Schönbrunnerberges hinauf zog. Das Ganze war mit einer Mauer umgeben.

Ein Sommerpallast wird erbauet.

Während der Belagerung Wiens durch die Türken im Jahre 1683 ward das Schloß in Asche gelegt. Kaiser Leopold I. aber ließ, um zugleich das Andenken seiner Mutter zu ehren, die es ehemahls bewohnte, für seinen Sohn, den römischen König Joseph I., statt des abgebrannten Schloßes einen Sommerpallast durch den Baumeister Fischer von Erlach erbauen, zu welchem Joseph I. selbst einige Ideen angab.

So entstand jenes Hauptgebäude des Schloßes, welches damahls nur ein Stockwerk niedriger war, als es jetzt ist, der Vorhof mit seinen Flügeln und einige Nebenhöfe. Er ließ den Garten in dem damahls so beliebten französischen Geschmacke anlegen, und ein zweytes Schönbrunn sollte da, wo jetzt die prächtige Gloriette steht, erbauet werden. Der Plan war entworfen, und auf die Erbauung des Schloßes wurde im Jahre 1700 eine Denkmünze geprägt.

Kaiser Leopold I. bewohnte dieses Schloß nie, er nahm gewöhnlich seinen Sommeraufenthalt abwechselnd in Laxenburg, in der Favorite (dem jetzigen Theresiano auf der Wieden), und in Ebersdorf. Desto lieber hielt sich Joseph I. hier auf, und als er zur Regierung gelangt war, gab er hier dem Adel prächtige Tournee, Carouffels und andere Ritterfeste. Kostspielige Kriege, in die er während seiner kurzen Regierung verwickelt war, und sein früher Tod, hinderten ihn, seinen Lieblingsauf-

enthalt nach dem ersten großen Plane zu vollenden, der unter seiner Mitwirkung entworfen worden war.

Maria Theresia besucht Schönbrunn.

Sein Nachfolger, Kaiser Carl VI. schenkte Schönbrunn der verwitweten Kaiserinn; sie trat es aber gegen eine Summe von 45000 Gulden an den kaiserlichen Hof wieder ab. Während der Regierung dieses Kaisers ward Schönbrunn nie besucht und ziemlich vernachlässiget. Aber seine hochherzige Tochter, Maria Theresia, die eben so tugendhaft und fromm, als gefühlvoll für alles Schöne und Edle war, richtete bald ihr Augenmerk auf das verlassene Schloß.

Bey dem Antritte ihrer Regierung hatte sie mit mächtigen Feinden zu kämpfen, die ihr Thron und Krone streitig machten. Vertrauend auf ihre Völker, die ihrer Person mit unverbrüchlicher Treue angingen, suchte sie vom Himmel Hülfe in ihrer bedrängten Lage. Oft wahlfahretete sie, von einer kleinen Dienerschaft umgeben, in die Marien-Kirche zu Hiezing. Stunden lang blieb sie allein bethend dort, und vertraute sich und ihre geliebten Unterthanen dem Schutze des Allmächtigen an. Auf dieser frommen Wanderschaft hielt sie sich gewöhnlich in dem nahen Schlosse zu Schönbrunn eine kurze Weile auf, und da bald ihre Angelegenheiten eine für sie sehr glückliche Wendung genommen hatten, erwachte in ihr der Gedanke, um näher bey ihrem Andachtsorte zu seyn, das noch unvollendete Lustgebäude in eine prächtige Sommer-Residenz zu verwandeln.

Bau des Schlosses.

Schon im Jahre 1741 entstand jene schattige Allee auf ihren Befehl, die Schönbrunn mit dem kaiserlichen Lustschlosse Laxenburg verbindet. Drey Jahre nachher wurde der Anfang zu dem neuen Baue des Schlosses nach dem Plane des Architecten Pacassi gemacht. Der Baumeister Valmagini leitete den Bau. Aber erst nach sechs Jahren war das Ganze vollendet. Es war eine schwierige und sehr kostspielige Arbeit. Wegen des unglünstigen Bodens, wegen des schon vorhandenen alten Gebäudes und wegen anderer zufälliger Ursachen mußte der entworfene Plan während der Bauführung mehrere Mahle abgeändert, manches fertige Gebäude niedergerissen werden. Und doch bestritt die Kaiserinn alle Kosten aus ihrem Vermögen, und entzog nichts den Staatseinkünften, welche sie zur Bestreitung der Kriegskosten nothwendig brauchte.

Als Kaiser Joseph II. Mit-Regent seiner ruhmwürdigen Mutter wurde, ließ er den Garten sehr verschönern. Glänzende Feste wurden hier gefeyert, das Schloß jeden Sommer vom Hofe bewohnt, und alles herbegeführt, was dasselbe zu einem angenehmen Aufenthalte machen konnte. Seither wird es gewöhnlich von einem oder andern Mitgliede der erlauchten kaiserlichen Familie in den Sommermonathen bewohnt.

Der Vorhof.

Eine Brücke, am vordern Kopfe mit zwey steinernen Löwen, am Hinterkopfe von zwey Sphynxen geziert, führt über das Flüsschen Wien in den großen Vorhof Schönbrunn's, welchen prächtige Eisengitter schließen.

Zu beyden Seiten ragen zwey Obeliskn empor. Im mittlern Hofe befinden sich, einander gegenüber, zwey Springbrunnen, mit Statuen aus Marmor. Die Gruppe zur Rechten bezeichnet die Donau, den Inn und die Enns. Sie ist Zauners, ehemahligen Directors der k. k. Akademie der bildenden Künste, erstes bedeutenderes Werk. Jene zur linken, von Hagenauer, einem einheimischen Künstler gearbeitet, stellt die Königreiche Galizien, Podomerien und das Großfürstenthum Siebenbürgen vor. Am Ende des Hofes erhebt sich majestätisch

das Schloß

selbst, mit seinen Seitenflügeln, welches vierthalb Stockwerke hoch und oben mit schönen Pilssäulen und Vasen geziert ist.

Unter dem Eingange des Schloßes sieht man zu beyden Seiten schön gearbeitete Statuen von hartem Metalle. Die eine stellt den Herkules vor, wie er den nemäischen Löwen, und die andere diesen Halbgott, wie er den Drachen erlegt, der die Gärten der Hesperiden bewachte. Beyde trefflich gearbeitete Statuen dienten ehemahls im Speisesaale des Schloßes zu Defen.

Herrliche Treppen im Innern des Schloßes, von denen zwey fliegend sind, führen in die oberen Geschosse. In dem obersten Stockwerke, Belvedere genannt, befindet sich eine Maschine, mittelst welcher mehrere Personen alle Stockwerke hindurch auf und abgehoben werden können.

Das Innere des Schloßes übertrifft jede Erwartung. Hohe, geschmackvoll verzierte Säle, ganze Reihen der prächtigst meublirten Zimmer, lichte und breite Gänge, welche die entferntesten Gemächer mit einander verbinden, erheitern das Auge.

Einige Säle sind mit prächtigen Tapeten und kostbaren Spiegeln ausgeschmückt. Viele Gemächer prangen mit chinesischem Porzellan, prächtigen Lustern und Gemälden. Alabasterne Büsten und Bildsäulen von Marmor erfüllen die übrigen. Die Wände des großen Saals sind mit sehr hohen Spiegeln bedeckt, zwischen welchen herrliche Leuchter hängen. Die obere Decke desselben schmückt ein großes Gemälde von dem berühmten römischen Mahler Guglielmi. Kaum kann es einen schönen Anblick geben, als wenn dieser Saal beleuchtet ist.

Den kleinen Saal

ziert eine alabasterne Büste Kaiser Franz des Ersten und seines Sohnes Josephs des Zweyten. Die erstere ist von Balthasar Moll, einem Wiener-Künstler, die letztere von Cerachi gearbeitet. Drey Zimmer sind mit Landschaften von dem berühmten Mahler Rose geschmückt. Ein großer Saal enthält Wandstücke von dem trefflichen Martin von Meytens. Sie stellen die Vermählungsfeierlichkeiten Kaiser Josephs II. mit Isabella, Herzoginn von Parma vor. Die Figuren auf den Gemälden zeigen ungeachtet der außerordentlichen Menge derselben die Porträte der Personen, die bey diesem Feste gegenwärtig waren. Ein Camin-Stück von Alabaster, welches Papst Pius der Sechste dem Kaiser Joseph II. zum Geschenke verehrt hat, ist auch sehenswerth.

In einem Zimmer stellt ein Gemälde von Meytens ein Turnier in der kaiserlichen Reitschule, zwey andere stellen Maria Theresia und ihren Gemahl Franz I. vor, wie sie den Theresien-Orden unter verdiente Offiziere austheilen. Ein anderes Zimmer enthält

auf einem Bilde die Zusammenkunft Josephs II. mit seinem Bruder Leopold, damals Großherzog von Toskana. Die Familie dieses erhabenen Vaters unsers jetzt regierenden Kaisers Franz, ist eben dort von Moron trefflich gemahlt. Ein Zimmer ist mit Pferd- und Jagdstücken von Hamilton behängt.

In dem Audienz = Saale

sieht man die alabasternen Büsten der erhabenen Töchter Maria Theresiens und Schwestern Kaiser Josephs II.: der unglücklichen Königin Antonia von Frankreich, welche die Volkswuth auf dem Schaffote gemordet hatte, und der verstorbenen Maria Carolina, Königin beyder Sicilien, der Mutter der zweyten Gemahlinn unsers Monarchen, der unvergeßlichen Theresia. Dort ist auch ein porzellänenes Monument, welches die große Maria Theresia ihrem Gemahle widmete. Es ist ein wirklich vollendetes Kunstwerk der Wiener = Porzellän = Fabrik.

In mehreren Gemächern befinden sich Miniatur = Gemählde vom Mahler Bassaggio und kostbare Tische mit mosaischer Arbeit, welche Kaiser Leopold II. aus Florenz bringen ließ. Mehrere Cabinette enthalten prächtige Stickeren, Zeichnungen und Miniatur = Gemählde, welche Maria Theresiens Töchter selbst verfertigt hatten, ja sogar einige Stücke, die von der Hand Franz I. gearbeitet sind.

Eines dieser Cabinette bleibt der Mit- und Nachwelt immer merkwürdig. Es ist jenes, wo die große Kaiserinn Maria Theresia gewöhnlich an Conferenz = Tagen mit ihren Ministern zu sprechen pflegte. Auch bey Tische unterhielt sich die unvergeßliche Monarchinn mit ihren scharfblickenden Råthen über die wichtigen Staatsangelegenheiten,

die in der vorher abgehaltenen erhabenen Rathsversammlung zur Sprache gekommen waren. Damit nun niemand von dieser ehrwürdigen Unterredung ein Wort ablauern konnte, war der Fußboden im Speise-Cabinette so eingerichtet, daß der Tisch auf ein gegebenes Zeichen sich hinabsenkte, und mit Speisen bedeckt wieder herauf kam.

Zu weitläufig würde es werden, alles aufzuzählen, was im Schlosse sehenswertig ist. Hier werden auch die Tapeten aus der Fabrik der Goblins aufbewahrt, mit welchen an den hohen Festen die Metropolitan-Kirche bey St. Stephan verziert wird, wenn der allerhöchste Hof dem Gottesdienste in derselben beywohnet.

In einem Flügel des Schlosses befindet sich

die Hofkirche.

Sie hat einen marmornen Hochaltar, dessen Blatt die Vermählung Mariens vorstellt. Es ist von Paul Troger gefertigt. Die schönen Figuren und die heilige Dreyfaltigkeit über dem Altare hat Kohl gearbeitet, die obere Decke aber Daniel Grau gemahlt. Die leidende Mutter des Heilandes, und der heilige Johannes der Täufer, welche an den Nischen zur Seite stehen, hat der brave Künstler Kohl aus Metall herrlich gefertigt. Groß ist die Kirche nicht, aber einfach, geschmackvoll und ganz geeignet, Andacht zu erregen.

Auch

ein herrliches Theater,

in Form eines Amphitheatere gebauet, befindet sich im Schlosse. Es wurde im Jahre 1763 nach dem Plane des Architekten von Hohenberg aufgeführt. Hier wurden

mehrmahl von einer Gesellschaft menschenfreundlicher Theaterliebhaber Vorstellungen gegeben, und die Einnahmen zu wohlthätigen Zwecken bekimmt.

Die sehr weitläufigen Nebengebäude des Schlosses enthalten die Wohnungen für den Hofstaat. Es ist für Alles gesorgt, es fehlt nicht an Ställen, Wagenschoppen, Gemächern für die Arbeiter, Wachtstuben u. dgl. Die Zahl der Zimmer im ganzen Schlosse soll sich auf tausend belaufen.

In den Nebengebäuden befinden sich auch gut eingerichtete Zimmer des Hof-Traiteurs, wo Gäste gegen Bezahlung bewirtheet werden. Es ist daselbst ein Kaffee- und Billard-Zimmer. Außer dem ist noch hier ein Gasthaus für Personen aus gebildeten Ständen, und eines für die gemeine Classe.

Die

Gänse, die Aenten und der Schwan.

Ein Duzend Gänß und Aenten schwammen
Am Ufer eines Teichs beysammen,
Da rudert auch ein weißer Schwan
In stiller Majestät heran.

„Ey sehet doch, wie der sich brüstet!“
Hub icht ein Aentchen an, „mich lüfset
Den Stolzen näher zu beschauen:“

„Wie dünkt er sich so wunderschön!
Als trotzt er Goldfasan und Pfauen —“

„O!“ zischt ein Gänschen, „laßt ihn gehn,
Man kann ihn nur zur Hälfte sehn;
Doch weil ichs einmahl sagen muß —
Was man nicht sieht — ein Schwanenfuß —“

„Ja, ja,“ fiel nun ein Kentchen ein,
„Sein Fuß muß zum Entsetzen seyn!“

„Ey!“ schnatterte die ganze Schaar,
„Man sieht es ja ganz sonnenklar!“

* * *

Wer Andreer Ehre kühn benagt,
Und leck den frechsten Tadel wagt,
Braucht nicht um Beyfall bang zu seyn;
Der große Haufe stimmt mit ein.

B e y s p i e l

seltener

Erinnerungs- und Vorstellungskraft eines inländi- sichen Künstlers.

Der talentvolle Mahler Johann Nepomuk von Noell in Grätz lag während des Krieges im Jahre 1809 an einer schweren Krankheit in Wien darnieder. Einst erwachte er nach einem langen wohlthätigen Schlummer, und sah seine mütterliche, ihn mit Sorgfalt pflegende Freundin die verwitwete Majorinn Dr. v. Gr. neben seinem Bette sitzen. Von inniger Dankbarkeit gerührt, brach er in Thränen aus, und stammelte, daß er für so viele Wohlthaten nur durch Worte, nicht durch Thaten zu danken vermöge. Die tief bewegte Majorinn beruhigte und tröstete ihn. Das Gespräch lenkte sich dann auf ihren schon längst verstorbenen Gemahl, und sie bedauerte sehr, daß sie nicht einmahl ein Bildniß desselben besäße.

Hastig ließ sich Noell Bleystift und Papier geben. Lebendig trat die Gestalt des Majors, welchen er zwar gekannt, aber seit vielen Jahren nicht gesehen hatte, vor seine Einbildungskraft, und mit zitternder Hand entwarf er das Bildniß desselben mit einer Aehnlichkeit, als wenn ihm der Verstorbene gegenüber gesessen wäre.

Diese Geschichte erinnert an den Apelles, den berühmtesten Mahler Griechenlandes. Er war, als er sich zu Alexandrien befand, bey dem Könige Ptolomäus

so verläumdet worden, daß ihn derselbe gar nicht vor sich ließ. Ein Hofbedienter wollte ihm einen Streich spielen, der ihn bey dem Könige noch verhasster machen sollte. Er ging zu Apelles, und lud ihn zur königlichen Tafel ein. Er hoffte, der König würde über seine Dreistigkeit sehr aufgebracht werden, wenn er sich bey Hofe ohne seinen Befehl einfände.

Apelles, der nichts Böses ahnete, erschien. Der König, welcher von der bösen List des Hofbedienten nichts wußte, ging auf den Mahler los, und sagte: „Wie kannst du es wagen, ungerufen an meinem Hofe zu erscheinen, wer hat dich geladen?“

Da Apelles den Hofbedienten nicht zu nennen wußte, ergriff er aus dem Camine eine Kohle, und zeichnete an die Mauer des Speise-Saales das Bildniß desselben so ähnlich, daß der König den Mann gleich erkannte, und ihn darüber derb zur Rede stellte.

Zugleich achtete der König das Kunsttalent des Apelles so hoch, daß er ihm von nun an seine ganze Zuneigung schenkte, und ihm alle Ehre erwies.

Der Bethende.

Knechte dienen um Lohn: ein Käufer handelt um Waare.
Sey im Gebeth vor Gott weder ein Käufer noch Knecht.
Lege das Haupt zum Boden, und sprich: Erzeuge mir,
Höchster!
Was dem Erbarmen gebührt, nicht was der Sünder ver-
dient.

Der

Neusiedler = See in Ungarn.

Dieser liegt zwischen dem Oedenburger und Wieselburger Comitate gegen die Gränze Oesterreichs, so daß ersteres seine westlichen, letzteres aber seine östlichen Ufer bildet. Die westlichen Ufer sind beträchtliche Hügel, welche mit Ackerland, Weingärten, wo der bekannte Oedenburger- und Ruster-Wein wächst, und mit Waldungen besetzt sind. An den meisten Orten findet man dicht am See Schilf, Rohr, und Wiesen, dann kommen das Ackerland und die Weingärten. Die östlichen Ufer des Sees bis Neusiedl sind pure Ebenen; daher auch größten Theils Moorgrund, und durchaus mit Schilf bewachsen.

V o l k s s a g e .

Nach einer uralten Sage soll der Neusiedler-See mit der Donau durch einen unterirdischen Canal zusammenhängen. Das Volk gründet diese Meinung auf folgendes Märchen. Ein Bindergefell ein geborner Ungar, habe auf seiner Rückkehr aus Deutschland auf dem Donau-Strudel Schiffbruch gelitten; er sey aber, weil er in seiner Jugend im Neusiedler-See gut schwimmen gelernt hatte, glücklich aus dem Wasser gekommen, nur habe er sein Felleisen und seinen Binderschlägel eingebüßt, welcher inwendig hohl war, und in dem er sein Erspartes, zwölf Ducaten, verborgen hatte. Als dieser Binder, welcher sich in Dedenburg ansässig gemacht, und geheirathet hatte, mit seiner Frau nach mehrerer Zeit an einem schwülen Sommertage an den Ufern des Neusiedler-Sees spazieren ging, habe er seinen längst verlorenen Binderschlägel auf der Oberfläche des Wassers schwimmen gesehen, denselben aufgefischt, und zu seiner großen Freude die zwölf Ducaten noch in demselben gefunden.

Von diesem Märchen schloß man: da der See mit der Donau sichtbar nirgends zusammenhänge, so müsse er durch einen unterirdischen Canal mit derselben verbunden seyn. Jeder sieht wohl ein, daß das Märchen erdichtet, und der daraus gefolgerte Schluß falsch sey.

So viel ist sehr wahrscheinlich, daß beyläufig im zehnten oder eilften Jahrhunderte nach Christi Geburt dieser See durch den gehemmten Abfluß des vorigen Flusses Fertb, der ohnehin in diesen Morästen bey der Fläche der ganzen Gegend keinen Fall haben konnte, gebildet worden sey, indem sich sein Wasser in den Vertiefungen sammelte.

Ausdehnung des Sees.

Ohne den Hansag, das ist, jenen sumpfigen Strich Landes, der den See umgibt, zu rechnen, hat derselbe einen Umfang von zehn Meilen. An diesem See bemerkt man ein periodisches Fallen und Steigen des Wassers. So nahm der See durch mehr als 15 Jahre bis zum Jahre 1804 ab. Der dadurch gewonnene Strich Landes, welcher bey einer Quadrat-Meile betrug, wurde zu Wiesen und Ackerland verwendet. Doch geschieht das Anschwellen des Sees oft schnell. So wurden im Jahre 1759 durch ein unvermuthetes Steigen des Sees Wiesen, Acker und Gärten unter Wasser gesetzt, welche vorher Jahre lang auf den Stellen, wo der See zurück getreten war, mit Fleiß und Mühe bebauet worden waren. Derley Beispiele liefern die ungarischen Chroniken mehrere.

Der See hat eine Menge Untiefen, viele Inseln und Sandbänke, so daß er mit Schiffen nicht durchfahren werden kann. Im Jahre 1777 bis 1780 ließ der Vater des jetzt regierenden Fürsten Esterhazy einen 10400 Schritt langen Daum mit vielen Kosten an der südöstlichen Gränze dieses Sees bauen, um eine Strecke des Sees zu Fuß durchwandern zu können. Man sagt, daß noch vor wenigen Jahren in Ruß ein Mann gelebt habe, der den Weg durch den ganzen See über Inseln, Untiefen und Sandbänke oft zu Fuß gemacht hat; aber wer den See nicht genau kennt, setzt sich der Gefahr aus, in dem sumpfigen Erdreiche stecken zu bleiben, oder sich im Schilfe zu verirren. Besonders wackelt der mit Rohr bewachsene Hansag unter den Füßen, man sinkt leicht unter, und kann sich dann nicht mehr retten. Merkwürdig ist es, daß in den Morästen, welche

der Neustädler-See bildet, am 15. März 1749 durch den Fischer Franz Nagy und Michael Molnar

ein wilder Knabe.

gefangen wurde. Der Fischer Molnar lebte noch im Jahre 1797, und bestätigte mündlich die Urkunde, welche über diese Begebenheit im Schlosse Kapuvar aufgezeichnet ist.

Der Knabe war zehn Jahre alt, und einem wilden Thiere sehr ähnlich. Er war nackt, hatte einen sehr runden Kopf, kleine Augen, eine wenig eingewölbte Nase, einen breiten Mund, am ganzen Körper, sogar am Kopfe keine gewöhnliche Menschenhaut, sondern eine schuppenartige, knotige Rinde, überhaupt lang gestreckte Gliedmassen, besonders aber an den Händen doppelt lange Finger, an den Füßen sehr lange Zehen.

Nachdem er aufgefangen war, wurde er in das Kapuvarer-Schloß gebracht. Er konnte nichts reden, aß bloß Gras, Heu und Stroh, wollte in der Gefangenschaft keine Kleider am Leibe leiden, und sprang, sobald niemand auf ihn Acht gab, in das Wasser, welches das Schloß umgab, und schwamm mit Blitzesschnelle wie ein Fisch fort. Man suchte ihn nach und nach zu zähmen, und einem vernünftigen Wesen ähnlich zu bilden. Da er bereits ein Jahr lang im Schlosse war, gewöhnte er sich an gekochte Speisen, ließ sich ankleiden, und gab gute Hoffnung, daß er sich vollends zu einem Menschen würde bilden lassen.

Die Trabanten (Schloßwächter) traucten ihm aber zu viel, und der Knabe gerieth unverhofft in Verlust, und konnte nicht mehr aufgefunden werden. Vermuthlich ist er in den Fluß Raab, der unweit des Schlosses vorbehey

fließt, gesprungen, und abermahls in den Hansag, seinem ehemahligen Aufenthalt, geschwommen.

Wie und wann der Knabe Anfangs in den Neustedler-See gekommen sey, konnte nicht erdteret werden; aber man wollte noch vor einigen Jahren Spuren von ihm, der damahls schon ein bejahrter Mann gewesen seyn mußte, in dem König-See gesehen haben, der sich in dem morastigen Hansag befindet.

Das Wasser

des Neustedler-Sees ist seit dem Jahre 1728 salzig, und wird nicht getrunken. Die Fischer brauchen es bisweilen als Reinigungs-Mittel. Bey empfindlichen Naturen erregt der Genuß dieses Wassers ein Erbrechen. Das Vieh aber trinkt es ohne Schaden. Außerlich als Bad gebraucht, soll es nach der Versicherung geschickter Aerzte ein treffliches Mittel gegen Hautauschläge seyn.

Als eine Eigenheit des Neustedler-Sees darf man das Salz, welches dort gefunden wird, betrachten. In der Gegend bey Mirbisch sowohl, als auch an und über dem Damme bey Eßterhaz findet man dasselbe an den Ufern, wenn die Fluthen des Sees etwas zurück treten, sehr häufig. Die Anwohner des Sees sammeln dasselbe zum Lecken für das Vieh.

Benutzung.

Uebrigens ist der See auch fischreich. Die Fische aber sollen nach faulem Wasser riechen. Wenigstens kommen sie den Flußfischen an gutem Geschmacke nicht gleich. Das Seerohr oder Schilf, welches sehr häufig an den Ufern

wächst, ist eine wahre Wohlthat für die Anwohner. Sie decken damit ihre Häuser, und bedienen sich desselben zum Brennen. Das Rohr ist von einem nicht zu berechnenden Nutzen in holzarmen Gegenden. In dem Rohre selbst halten sich viele wilde Gänse, Aenten, Rohrhühner und anderes Wassergeflügel auf, die zu Hunderten erlegt werden. Rohrspertlinge sind aber in solcher Menge da vorhanden, daß ihr Geschrey oft die ganze Gegend erfüllt.

Der Weissand, welchen man in einigen Orten des See-Ufers findet, ist sehr rein und schön, und wird häufig als Streusand verwendet.

Merkwürdig ist auch, daß man in der Nähe des Neusiedler-Sees in der Dedenburger Sandgrube ungefähr eine Klafter tief unter der Erde einen wohlbehaltenen Elephanten-Zahn gefunden hat. Er wog 13 Pfund, und war 5 Schuh, 5 ein halb Zoll lang.

Dieser Fund sowohl als auch die Steine aus dem Dedenburger Steinbruch, welche aus Millionen Schalthieren zusammen gebacket zu seyn scheinen, machen sehr wahrscheinlich, daß in diesen Gegenden durch gewaltsame Naturbegebenheiten große Umwälzungen und Veränderungen vor Urzeiten müssen vorgegangen seyn.

B l u t e g e l .

Einen sehr großen Nutzen gewähren aber die Blutegel, welche in dem Neusiedler-See gefangen, und bis nach Frankreich verführt werden. Der Gebrauch der Blutegel wird jetzt von den Aerzten sehr häufig verordnet, und viele Tausende derselben, werden jährlich verwendet. Seit vielen Jahren bringen Leute, welche sich mit dem Fange der Blutegel eigens beschäftigen, dieselben nach Wien und in alle Gegenden Oesterreichs.

Merkwürdig ist aber, wie die Blutegel aus dem Neusiedler-See ein Artikel der Ausfuhr nach Frankreich wurden. Im Jahre 1809 als die Franzosen Wien besetzt hatten, wanderte ein Mann mit Blutekeln in die Hauptstadt, wo er guten Absatz hoffte. Er wurde als verdächtig von den französischen Vorposten aufgegriffen, da er mit keinem Reisepasse versehen war, in das Haupt-Quartier abgeführt und in strenges Verhör genommen. Er behauptete, daß er ohne Nebenabsicht bloß um seine Blutegel nach Wien zu bringen, die Vorposten überschritten, und daß er in der Hoffnung auf guten Absatz in die Spitäler die gefahrvolle Reise unternommen habe. Die Blütte, welche er auf dem Rücken trug, wurde untersucht. Man fand nichts als Blutegel in derselben, welche die französischen Aerzte zur Probe sogleich bey ihren Kranken verwendeten. Man fand sie viel besser, als alle jene, die sie bisher gebraucht hatten, und alle Blutegel wurden dem Mann sogleich abgenommen. Er wurde in Freyheit gesetzt, mit dem Auftrage, hinfür nur Blutegel für die französischen Spitäler zu fangen. Der Gebrauch derselben bewährte sich immer mehr, und sie wurden für die vorzüglichsten anerkannt. Seit dieser Zeit reiset ein Mann, den ich selbst gesprochen habe, jährlich aus Frankreich nach dem Neusiedler-See, wo auf seine Rechnung Blutegel gefangen werden, und er führt drey mit Postpferden bespannte Wagen voll Blutegel, die in feuchtes Moos gepackt sind, nach Frankreich, wo er das Stück um einen Franc (23 $\frac{1}{4}$ Kr. C. M.) verkauft.

Der Meid.

(Eine Fabel.)

Ein Johannis-Würmchen saß
Seines lichten Scheines
Unbewußt im weichen Gras.

Leise schlich aus faulem Moos
Sich ein Ungethüm,
Eine Kröte her, und schoß
All ihr Gift nach ihm.

„Ach, was hab ich dir gethan?“
Rief der Wurm ihr zu.
„Ey!“ fuhr ihn das Unthier an,
„Warum glänzeſt du?“

Die Briefftaube.

Im Orient dienen seit den ältesten Zeiten die Tauben als Boten und Briefträger. Sie werden eigends dazu abgerichtet. Man zieht einen Tauber und eine Taubin so auf, daß sie aus der Hand des Erziehers essen, und aus seinem Munde trinken. Wenn sie zu fliegen anfangen, so thut man sie in einen lichten Käfig, und läßt

ſie unbedeckt, damit ſie den Weg ſehen, an den Ort tragen, wohin man in der Folge ſeinen Brief hintragen laſſen will.

Hier läßt man ſie ein, auch zwey Monathe eingesperrt, füttert ſie aber eben ſo vertraulich, um ſie auch an dieſen zweyten Aufenthaltsort zu gewöhnen. Dann trägt man nur eine Taube an den vorigen Aufenthalt im offenen Käfig zurück, und läßt ſie dort ausfliegen. Getrennt von der andern Taube, eilt ſie an Ort und Stelle zu gelangen. Sollte ſie ſich unter Weges aufhalten, ſo läßt man die andere Taube auch loß, welche ſie immer wieder unverzüglich zurück bringen wird.

Hat ſie den Weg auf dieſe Art einige Male gemacht, ſo gewöhnt ſie ſich ſo ordentlich an dieſe Reiſe, daß man ſie als einen verläßlichen Briefträger brauchen kann. Nur muß man ihr, wenn ſie den Brief überbracht hat, bald die Freyheit mit der Antwort geben. Der Brief muß auf ein ſehr feines Papier geſchrieben ſeyn, und wird der Taube durch einige Nadelſtiche mit einem Faden ganz ſach unter dem Flügel angenähet, wo er auch vor Regen ſicher iſt.

Reiſende erzählen, daß dieſe Briefpoſt im Orient noch immer ſehr gewöhnlich ſey. So ſagt der Schotte *Lithgow* in der Beſchreibung ſeiner Reiſe durch Aſien, daß er ſelbſt geſehen habe, wie in *Alippo* Tauben mit Briefſchaften, die ihnen an den Hals befeſtigt geweſen waren, ankamen, nachdem ſie 48 Stunden zuvor in *Babylon*, welches 30 Tagereifen davon entfernt iſt, ausgeflogen waren. Auch andere Reiſende erzählen, daß man ſich von *Alexandretto* aus bis nach *Alippo* der Tauben bediene, um dem letzteren Orte Nachricht von der Ankunft der Schiffe in dem Hafen von *Alexandretto* zu hinterbringen; daß man alte Tauben zu dieſer Abſicht nehme, welche in *Alippo* Junge

haben, und daß man ihnen die Nachricht in einem Billet um den Hals oder an die Füße binde.

Brieftauben der Alten.

Schon bey den alten Römern kannte man die Brieftauben. Decius Brutus schickte, wie Plinius erzählt, als ihn Antonius in Modena eingeschlossen hielt, Nachrichten von seiner Lage an den Consul durch Tauben, denen das Geheimschreiben an die Füße gebunden war.

Des nämlichen Mittels haben sich in dem niederländischen Kriege die Belagerten in Haarlem im Jahre 1573, und in Leyden im Jahre 1574 mit gutem Erfolge bedient. Im Jahr 1813 gab ein Reisender seinen Freunden in Rölln durch eine Taube in wenigen Stunden Nachricht von seiner Ankunft in Paris.

Bey den alten Syriern wurde die Taube, welche sie Dionens Vogel nannten, schon vor 1800 Jahren für geheiligt und unverletzbar gehalten; auch bey ihnen vertrat sie die Stelle unsrer reitenden Briefpost.

Hochzeitgebräuche

d e r

Bewohner des Riesengebirges in Böhmen.

Im Riesengebirge bestreitet gewöhnlich der Vater des Bräutigams die Kosten der Hochzeit. Da diese Gegenden unter die ärmsten des österreichischen Kaiserstaates gehören, so ist das Hochzeitmahl minder verschwenderisch, aber im Vergleich mit der Alltagskost immer reichlich. Wird zum Brautmahle Fleisch gegeben, so ist es immer einerley Fleisch, aber verschiedentlich zugerichtet. Da wird nämlich nebst der Suppe gebratenes und gesottenes Rindfleisch, Rindfleisch mit Petersilie, Rindfleisch mit Zwiebeln, Rindfleisch mit Klößen oder Semmeln inabwechselnden Trachten aufgesetzt. Wird aber kein Fleisch gegeben, welches besonders bey den ärmeren Bewohnern der Fall ist, so besteht die Gasterey aus Bier- suppe und mehreren Mehlspeisen; beydes aber im großen Ueberflusse.

V o r f e y e r.

Die Nacht, und zuweilen der folgende Tag, wird beym Biere, bey Musik und Tanz gewöhnlich im Wirthshause zugebracht. Vor der Trauung wird die Braut von dem Brautführer, den geladenen Weibern und Mädchen in einer Kammer des väterlichen Hauses verborgen. Der Bräutigam sucht sie auf, und muß sie gegen ein Geschenk, das meistens in Geld besteht, loskaufen; dann wird sie unter schallender Musik in das Haus des Bräutigams, und von da zur Trauung in die Kirche geführt.

Schmetternde Musik ist ein Haupterforderniß bey die-

fen Feyerlichkeiten, so ärmlich auch in andern Stücken fürgegangen wird. Trompeten, Waldhörner, Clarinette und Hautboen erschallen den ganzen Tag, und machen vor der Trauung beym Hause des Bräutigams ihr Concert.

In den reichern Fabriks = Oertern der äußern fruchtbareren Thäler des Riesengebirges, wie z. B. zu Hohenelbe, werden die Hochzeitstage mit mehr Pracht und Aufwand gefeyert.

Ein eigener Hochzeitbitter ladet eine Menge Gäste zur Hochzeit ein. Wieder andere bittet er, dem feyerlichen Aufzuge des Brautpaares in die Kirche durch ihre Gegenwart Ansehen und Staat zu machen. Diese, welche man Brautschauer nennt, begleiten bloß den Hochzeitzug in die Kirche, sind aber vom Mahle ausgeschlossen. Dafür dürfen sie sich aber beym Tanze und Trinkgelage in der Schenke einfinden.

H o c h z e i t ä m t e r.

Die Braut wählt sich unter ihren Bekannten zwey, drey bis fünf Mädchen, welche sie allenthalben umgeben. Diese schmücken sich mit Blumenkränzen und Sträußchen. Für diese Kränzeljungfern ernennt der Bräutigam eben so viele junge muntere Bursche zu Kränzelgesellen. Um die Gesellschaft zu erheben, und der Braut alle Ehre zu erweisen, wird ein eigener Brautführer bestimmt. Eine verheirathete Verwandte von gesezten Jahren macht unter dem Nahmen Salzmaße eine Art Hofmeisterinn der Braut, und ist ihr beständig bey Seite.

Die wichtigste Person unter der ganzen Hochzeitgesellschaft ist der sogenannte P l e m p l a t s c h oder Plauderer. Zu dieser Ehrenstelle kann nur ein Mann gewählt werden, der die Hochzeitgebräuche auf das genaueste kennt, der wichtig,

spasshaft, beredsam und zugleich ein fertiger Spruchsprecher und liederreicher Sänger ist. Nicht jede Ortschaft hat einen solchen Mann; er muß oft stundenweit hergehohlt werden. Dieser ordnet alle Hochzeitseeyerlichkeiten, und jedem Gaste nach seinem Range den Platz an; er sorgt, daß alle üblichen Hochzeitgebräuche puntlich beobachtet werden; an ihn wendet man sich in allen vorkommenden Fällen, wo man nicht Bescheid weiß. Er hält die Anreden an Bräutigam, Braut und an die Gäste, wie es die Sitte mit sich bringt; er muß die Gesellschaft mit witzigen Gedanken, lächerlichen Spaen und frohen Liedern unterhalten. Bey Kindestausen, bey Leichenbegangnissen und andern feyerlichen Gelegenheiten muß er die Proben seines Talentes oftmahls gezeigt haben, bis ihm die Ehre zu Theil wird, Plemplatsch einer Hochzeit zu werden.

In der Schenke bezahlt jeder Gast seinen Antheil an Bier. Bey einer so feyerlichen Gelegenheit aber werden alle bedacht, die sich nur im Wirthshause einfinden, sie mögen zur Gesellschaft gehören oder nicht. Denn jeder Hochzeitgast sucht eine besondere Ehre darin, jedem seiner Bekannten, und selbst jedem angesehenen Fremden, der dort gerade am Hochzeittage zugegen ist, eine bestimmte Menge Bier bey dem Wirthe anzuweisen, welche derselbe indessen aufmerket. Wird aber das angewiesene Bier nicht am nähmlichen Tage ausgetrunken, so läst es der Gast die folgenden Tage abhhlen, und bezahlt die Zechen, welche sich von sieben auf acht Gulden öfters beläuft.

Der Plemplatsch fordert nach aufgehbener Tafel den Angesehensten oder Artigsten der Gesellschaft auf, mit der Braut den Ehrentanz zu machen. Nun wird bey rauschender Musik ein Menuet getanzt, der von andern oft wiederhohlt wird, und dann schreitet man zu dem Deutschtanzen (Walzen), wovon diese Bergbewohner große Lieb-

haber sind. Dabey tummeln sich die Kränzelgesellen wacker herum, welche sich durch einen Strauß von künstlichen Blumen mit Flittergold auszeichnen, den sie von den Kränzeljungfern erhalten, und mit einem vom Bräutigame geschenkten rothen Bande an der Hutkrämpe befestiget haben.

Die v

Hund und das Pferd.

(Eine Fabel.)

Der gierigste von allen Hunden,
P a c k a n, so, glaub' ich, hieß' man ihn,
Hatt' einen Habersack gefunden.
Er legte sich darüber hin.
Ein Gaul litt bitterm Hunger — aber
P a c k a n, der Fils, besaß den Haber.

„Ach,“ sprach das mag're Pferd zum Hunde,
„Erbarme dich doch meiner Noth!
Hier steh' ich schon so manche Stunde,
Und habe weder Heu noch Brot!“
So bath der Gaul um Mitleid — aber
P a c k a n verblieb auf seinem Haber.

„Hat nicht der Mensch zum Ebenbilde
Der Treue dein Geschlecht ersehnt?
Und sollte denn zu deiner Milde
Umsonst der arme Bruder stehn!“
So schmeichelte der Klepper — aber
Pactan umarmte seinen Haber.

Der Gaul fuhr fort: „Ich weiß, der Haber
Gehöret zwar, so wie es scheint,
Nach allem Rechte dir; wie aber,
Du issest ihn doch selbst nicht, Freund?“
So bündig sprach der Arme — aber
Pactan umfaßte seinen Haber.

Jetzt ward der Gaul des Bittens müde,
Und hub ergrimmt zu drohen an:
„Verdammt' Geiß! Krieg oder Friede?
Bedenk, daß ich dich tödten kann!“
So drohete der Klepper — aber
Pactan hielt fest an seinem Haber.

So blieb er starr und stierend liegen,
Und hütete des Pferdes Blick,
Und sah mit gierigem Vergnügen
Auf seinen vollen Sack zurück.
So pflegt' er seines Schatzes — aber
Bald lag er todt auf seinem Haber.

* * *

Suchst du die Habsucht zu bekehren,
Glück und Enterbung ist dein Lohn —

Ihr sind der Weisheit heil'ge Lehren
Natur und Gott — ein Spott und Hohn.
So laß dem Geiz sein Gold — es laße,
Wofern es mag, ihn auch im Grabe.

D e r

rothgefärbte Regen.

In dem Orte Biznaka (Salzburg) in Siebenbürgen zwey Stunden von Hermannstadt fiel am 17. May 1810 während eines heftigen Wetters, welches mit starken Windstößen begleitet war, fast eine Viertelstunde lang ein rothgefärbter Regen. Wie man dieses Regenwasser in einem Glase auffing, war es etwas trübe, und hatte eine braunrothe Pfirsichblüthen-Farbe, und setzte nach einiger Zeit einen etwas dunkler gefärbten rothen Saß ab.

Abergläubige Leute fürchteten allerley Unglück, wädhnten vom erzürnten Himmel, von blutigen Schlachten und dgl., weil der Himmel schon Blut regne.

Verständige Leute erklärten sich aber diese Wundererscheinung ganz natürlich. Die Gegend Biznaka ist nur zwey Stunden von dem hohen süd-westlichen Gränzgebirge entfernt, welches fünf bis siebenhundert Klafter hoch, und mit ungeheuren Tannen- und Fichtenwäldern bedeckt ist. Die Fichten und Tannen standen eben damahls in voller Blüthe. Wind und Wetter kamen von dieser Seite her, und trieben diese große Menge Blüthenstaub von den Fichten und Tannen dem Regen zu, der davon so roth gefärbt worden ist.

Diese Behauptung ist um so zuverlässiger, weil auch die Kühe, welche diesen Blütenstaub genießen, wenn er häufig auf das Gras von den Bäumen fällt, blutroth harnen.

Ein anderer Blutregen.

Man sieht auch manchmahl im Frühjahr und Sommer rothe Tropfen auf dem Laube, auf der zum Bleichen ausgespannten Leinwand und auf andern helleren Gegenständen. Weil die Landleute nicht begreifen können, woher diese rothen Tropfen kommen, so sagen sie, es hat Blut geregnet.

Die Naturkundiger erklären die Sache so: Eine kleine Raupe, welche aus einem Ege kommt, die oft in zahlloser Menge den Winter hindurch an Hecken und Baumzweigen hängen, spinnnt sich in eine Puppe ein, und bleibt bewegungslos an Zweigen durch mehrere Wochen hängen. Aus dieser Puppe kommt ein Schmetterling hervor, der sich aber erst nach und nach in einigen Stunden bildet. Während dieser Entwicklung des Schmetterlings gehen aus dem Hinterleibe desselben sechs bis acht rothe Tropfen ab, die auf die Erde herabfallen. Wenn nun mehrere dergleichen Schmetterlinge sich aus der Puppe entwickeln, welches oft geschieht, da ganze Hecken oder Bäume im Frühjahr mit Puppen überzogen sind, so geben sie auch viele rothe Tropfen von sich, ehe sie davon fliegen, welche die Landleute für einen Blutregen halten.

Ein Hutregen.

Ich habe irgendwo gelesen, daß es einmahl Hüte geregnet haben soll. Die Sache wird so erzählt. Vor langer Zeit arbeitete ein Bürger aus einem kleinen Landstädt-

chen in Sachsen an einem schwülen Nachmittage nicht fern von einem Berge auf seinem Felde. Auf einmahl ward der Himmel finster und stürmisch; der Bürger hörte ein entferntes Donnern, eine schwarze Wolke breitete sich über ihm aus, der Wind heulte, und ehe sich's der Mann versah, fielen Hüte rechts und links, um und um aus der Luft.

Der Mann selbst war wie aus den Wolken gefallen, da er sah, daß das ganze Feld schwarz mit Hüten bedeckt sey. Voll Staunen lief er nach Hause, und erzählte, daß es auf seinen Acker Hüte geregnet, daran das ganze Dorf genug hätte. Zum Beweise nahm er so viele Hüte mit als er mit beyden Händen tragen konnte.

Niemand konnte sich das Räthsel erklären, und man rief Wunder über Wunder.

Nach einigen Tagen klärte sich aber die Sache ganz natürlich auf. Auf der andern Seite des Berges in der Ebene hatte ein Regiment Soldaten exercirt. Sie wurden von einem Gewitter überrascht. Zugleich kam ein Wirbelwind, oder eine sogenannte Windsbraut, riß den meisten Soldaten die Hüte, welche sie zu dieser Zeit allgemein trugen, von den Köpfen, wirbelte sie in die Höhe und über den Berg hinüber, und ließ sie auf der andern Seite wieder fallen.

Unmöglich ist diese Sache nicht; man weiß ja doch, daß eine Windhose ganze Dächer weit in die Luft fortträgt, ja Menschen von der Erde aufhebt, und weit schleudert.

Zu dem Hütregen gehört aber dessen ungeachtet eine starke Windsbraut, und auch ein noch stärkerer Glaube.

Kind ohne Arme und Füße.

Am 15. Februar 1809 brachte das Eheweib des Gränzers Stephan Erdö zu Kozmás im Bezirke des ersten Szeckler = Gränz = Regiments in Siebenbürgen ein Mädchen zur Welt, das durchaus wohlgestaltet und gesund war; nur fehlten demselben Arme und Füße, so zwar, daß nicht einmahl die Stellen merkbar von anderm Körper unterschieden waren, wo sonst diese menschlichen Glieder ihren Ursprung nehmen.

Dieser unglückliche Zufall war um so trauriger für die Aeltern, da sie sehr arm waren, und viele Zeit auf die sorgfältigere Pflege dieses unbehüllichen Kindes verwenden mußten, wodurch sie in ihrem Broterwerbe zurück gesetzt wurden. Der k. k. Hofkriegsrath erleichterte menschenfreundlich ihre traurige Lage, und bewilligte der Mutter zur besseren Pflege des Kindes eine jährliche Unterstützung von sechzig Gulden. Dieses Kind soll heutiges Tages noch leben.

Neu = Idria.

Durch den Wiener = Frieden wurde im Jahre 1809 Idria in Krain, das reichhaltigste Quecksilber = Bergwerk in Europa, welches jährlich 5000 Centner dieses Metalles lieferte, an Frankreich abgetreten, und den illyrischen Provinzen einverleibt. Durch den Pariser = Frieden im Jahr 1814 ist es mit den übrigen von dem Kaiserstaate in den früheren Kriegen abgerissenen Ländern an Oesterreich wieder

zurück gekommen. Jedermann trauerte damahls um dieses große Opfer, welches der Sieger verlangte.

Doch der östereichische Staat ist von der Natur so gesegnet, daß er auch einen namhaften Verlust wieder ersetzen kann. Zwey Jahre zuvor hatte ein Hirt an der südlichen Kalkgebirgs-Kette, welche den Klagenfurter-Kreis von Krain scheidet, nahe bey dem landesfürstlichen Markte Windisch-Kappel von ungefähr ein Quecksilber-Bergwerk entdeckt, welches nur obenhin bebauet wurde. Gleich nach Abtretung des Bergwerkes von Idria hat sich aber dessen Mächtigkeit und Reichhaltigkeit entdeckt, so daß man es mit Recht Neu-Idria nennen kann. Man rechnet sicher darauf, eine jährliche Ausbeute von 1500 bis 2000 Centner Quecksilber zu erhalten, und das ist mehr als man zum inländischen Verbrauche bedarf.

Das Erz, welches dort gegraben wird, ist lichtrother Zinnober, hält im Centner zehn bis zwanzig Pfund Quecksilber, und ist sehr leicht zu scheiden.

Leichter war damahls Idria zu verschmerzen, wo der Bergbau auch kostspielig, und die Ausfuhr dieses Metalls nach Spanien und Amerika, durch den Krieg ganz gehemmt war.

Meteor = Steine in Spanien.

Am 8. Julius 1811 hörte man bey dem spanischen Dorfe *Verlanguillas*, auf der StraÙe von *Aranda* nach *Noa*, gegen acht Uhr Abends bey heiterem Himmel ein gewaltiges Krachen, wie einen starken Kanonen-Schuß. Drey-mahl wurde dieser Donner wiederholt, und darauf folgte ein Gekrach, wie das Laufffeuer der Infanterie. Einige Bauern, welche eben auf dem Felde waren, wurden von Schrecken und Entsetzen ergriffen, es püß an ihren Ohren wie Kugeln vorbey, und sie sahen etwas mit solcher Gewalt auf die Erde fallen, daß der Staub aufwirbelte. Sie suchten nach, und es war ein glühend heißer Meteor = Stein. Zwey oder drey solche Steine sind noch sechzig Schritte in der Runde umher gefallen.

Zu *Aranda* und *Cachabon*, sieben Stunden von dieser Gegend entlegen, hatte man auch die drey Kanonen-Schläge, das dem Musketen = Feuer ähnliche Krachen und das Kugelpfeifen gehört. Die französischen Commandanten, die eben damahls dort lagen, vermütheten den Feind in der Nähe, und schickten allenthalben Streifwachen aus; aber vom Feinde war nichts anzutreffen. Auf den Anhöhen war so gar müßiges Volk zusammen gelaufen, in der Meinung, in der Entfernung ein Treffen zu sehen. Diese Naturerscheinung hatte sich zu auch *Stannern* in *Böhmen* (s. I. Th. S. 129) am 22. May 1808 ereignet.

D a s

Weib ohne Arme.

Im Klattauer-Kreise in Böhmen lebt eine gewisse Theresia Legay, welche ohne Arme zur Welt gekommen ist. Durch unermüdete Uebung hat diese Unglückliche ihre Füße so gelenkig und geschickt gemacht, daß sie mit denselben mancherley Arbeiten verrichtet, wozu andere der Hände sich bedienen. Sie nähet, sie schneidet mit der Scheere, sie faßt mit den Zehen allerhand Dinge so an, wie wir mit den Fingern. Ueberhaupt hat sie sich eine ausnehmende Geschicklichkeit erworben, die man bey ähnlichen Unglücklichen selten sieht. Um sich ihren Unterhalt zu verschaffen, erhielt sie die Erlaubniß ihre seltenen Kunstfertigkeiten in dem östereichischen Staate gegen Geld öffentlich zu zeigen. Die bewunderungswürdige Gelenkigkeit ihrer Zehen, lehrt uns, welche Bildungsfähigkeit die Gliedmassen des Menschen haben, wenn sie nur lange und gehörig geübt werden.

Bewunderungswürdige Lebenskraft eines Ungars.

Andreas Hertzeg ging am 13. April 1802 aus seinem Dorfe Uhorſka im Neograder Comitae Ungarns gegen Gradistya um Breter zu kaufen, und um mit seinem Bruder zu sprechen. Als er von da seinen Weg nach Hause fortsetzen wollte, erhob sich ein dicker Nebel mit Schneegestöber, vor welchem er sich in eine

Felsenschlucht flüchtete, worin beyläufig drey Personen Platz haben möchten. Hier befiel ihn ein Schlaf, der bis zum 8. August desselben Jahres, also sechzehn ganze Wochen anhielt, ohne daß Hertzeg während dieser Zeit irgend eine Nahrung genoß. Weib, Kinder und Verwandte beweinten schon seinen Tod, weil nirgends eine Spur von ihm zu entdecken war.

Nachdem er an diesem Tage erwacht war, befand er sich ganz kraftlos, und merkte, daß ihm die Kleider von jener Seite, auf welcher er gelegen hatte, abgefaul waren. Mit Mühe kam er in sein Haus, wo im ersten Augenblicke alles in Schrecken, dann in die höchste Freude gerieth.

Bis zum achten Tage nach seinem Erwachen empfand er schreckliche Schmerzen in den Kinnladen, und war nicht vermögend, den Mund zu öffnen. Nur etwas Weniges von Flüssigkeiten konnte er genießen. Er fürchtete selbst, daß er bald sein Leben würde enden müssen, und bereitete sich durch den Empfang der heiligen Sacramente zum Tode vor.

Aber ein neuer Schlaf befiel ihn, der wieder drey Tage anhielt, und er erwachte von selbst, nachdem sich in seinem Kopfe ein Geschwür geöffnet hatte, dessen Eiter zu beyden Ohren häufig herausfloß.

Von nun an kam der Mann nach und nach zu sich, erlangte seine vorigen Kräfte wieder, ist jetzt vollkommen gesund, und verrichtet seine gewöhnliche Arbeit.

Unglaublich scheint diese Geschichte, und doch ist sie wahr, da das Comitat dieses Ereigniß ärztlich untersuchen ließ, und der Erzähler, von dem ich sie entlehnt habe, behauptet, daß er sie aus diesen Untersuchungs-Acten, der Wahrheit getreu, gezogen habe.

Institut
für
blinde Kinder in Wien.

(In Briefen Carls N* an seinen Freund.)

Erster Brief.

Lieber Freund!

Heute habe ich Dir so viel zu schreiben, daß ich nicht weiß, wo ich anfangen soll. Das ist mir lieb, wirst Du sagen, so erhalte ich wenigstens einen langen Brief von Dir. Ich fürchte, daß er Dir nur zu ausgedehnt wird, und ich muß Dir gleich im voraus sagen, damit Du nicht ermüdest, daß Du noch mehrere eben so lange über den nämlichen Gegenstand erhalten wirst, von dem ich nun ganz durchdrungen und voll bin.

Höre nur! verfloffenen Donnerstag war ich mit meinem Vater im Blinden-Institute, und wohnte daselbst einer Prüfung bey. Die Sache war mir so neu und so anziehend, daß ich ganz Auge und Ohr war. Nie werde ich diesen mir ewig denkwürdigen Tag vergessen, an welchem ich mit so viel Nührung, mit so vieler herzlichen Theilnahme einige Stunden unter jenen unglücklichen Geschöpfen zubachte, die des Augenlichtes beraubt,

unendlich viel Angenehmes entbehren, das wir durch den Sinn des Gesichtes genießen, die gewöhnlich als dürftige Bettler unser Mitleid erregen, und hier gleichsam in einer für sie neu geschaffenen Welt ihres Unglückes fast ganz vergessen, froh und vergnügt ihre Jugendjahre zubringen, sich Kenntnisse und Geschicklichkeiten erwerben, womit sie einst ihren Lebensunterhalt wenigstens zum Theile sich selbst zu verschaffen im Stande sind.

Wenn man bedenkt, daß die Blinden im Institute meistens Kinder armer Aeltern sind, die ohne diese wohlthätige Anstalt ganz verwahrloset, und der größten Dürftigkeit ausgesetzt wären, so wird man mit Achtung und Dank gegen den edlen Mann erfüllt, der sich dieser Verlassenen annahm; man preiset sich glücklich in einem Staate zu leben, wo auch für diese Gattung von Unglücklichen liebevoll gesorgt wird; man wünschet sich Glück, unter so wohlthätigen Mitbürgern zu wandeln, die im Wohlthun ihr süßestes Vergnügen finden, und durch Unterstützung der blinden Zöglinge im Institute Nächstenliebe und Gemeinsinn neuerdings bekrundet haben.

Alle Wochen am Donnerstage Vormittag um zehn Uhr steht Jedermann der Eintritt in diese wohlthätige Anstalt offen. An der Hand meines guten Vaters ging ich dahin. Auf dem Wege zum Instituts-Hause, welches nahe an der Maria-Hülfer-Linie in der großen Steingasse liegt, gesellten sich immer mehrere Männer, Frauen und Kinder zu uns, aus deren Gespräche wir abnahmen, daß sie eben dahin zu gehen im Begriffe waren.

Ein Blinder öffnete die Thür, und suchte unbemerkt die Kleider der Eintretenden zu befühlen, um aus der Feinheit des Stoffes beyläufig auf den Stand der Angekommenen zu schließen. Wir traten in einen reinlichen und freundlichen Hof mit daranstoßendem Garten, in welchem gegen

dreyßig Knaben und Mädchen, theils Kinder von sieben Jahren, theils junge Leute bis achtzehn Jahre alt, sämtlich Blinde, ganz ungezwungen und festen Schrittes umher gingen, und sich mit einander unterhielten, so daß man gar nicht vermuthen konnte, daß sie des Augenlichtes ganz beraubt wären. Sie sind reinlich und gleich gekleidet, sie sehen gesund und froh aus. Dieses erheiterte mich ein wenig, denn ich muß Dir gestehen, der Anblick so vieler Unglücklichen bey einander machte mir beym Eintritte das Herz schwer, und nur der Frohsinn und die Zufriedenheit, welche sich allenthalben bey ihnen äußerte, verdrängte die trüben Gedanken aus meiner Seele.

Die Knaben empfingen uns mit einer wohlbesetzten türkischen Musik unter einer Laube. Du kannst dir wohl denken, daß ich gleich in ihrer Mitte war. So was Seltenes, einzig in seiner Art, habe ich auch noch nie gesehen und gehört; eine Musik aus zwölf verschiedenen Instrumenten, wobey ganz kleine Knaben mit spielten; jene harmonische, tactmäßige Zusammenstimmung, welche erwachsenen Sehenden zur Ehre gereichen würde, ohne alle äußere Hülfsmittel, ganz allein, bloß mittelst des Gehörs eingelernt; das war mir neu und unbegreiflich. Wohl hatte mein Vater Recht, daß er sagte, daß das Gehör bey Blinden durch eine zweckmäßige Uebung einen außerordentlichen Grad von Schärfe und Feinheit erhalte; anders läßt sich diese Sache nicht erklären. Welche Wohlthat für die blinden Zöglinge, daß dieser Sinn absichtlich im Institute so geübt wird! „Nur durch fortdauernde zweckmäßige Uebung der anderen Sinne,“ sagte mein Vater, „kann der Mangel des Gesichtes einiger Maßen ersetzt werden.“ Doch mein Brief ist schon sehr lang; ich schliesse. Lebe wohl.

Zweyter Brief.

Von der angenehmen Musik rief uns ein Zeichen mit der Glocke ab, welches ein blindes Kind gab. Die Blinden eilten in das gemeinschaftliche Lehrzimmer, die Gesellschaft folgte ihnen nach. Jedes blinde Kind begab sich auf dem kürzesten Wege an seinen gewohnten Platz, ohne daß eines sich irrte oder irgendwo anstieß, oder der Hülfe eines Sehenden bedurfte. Der verdienstvolle Director, Herr Wilhelm Klein, war in ihrer Mitte, wie ein liebevoller Vater unter seinen Kindern. Er erklärte uns die Methode des Unterrichts der Blinden, den Gebrauch der zu diesem Behufe meistens von ihm selbst erfundenen Hülfsmittel, um überall das fehlende Augenlicht durch das Gefühl oder einen andern Sinn zu ersetzen. Ich hörte mit gespannter Aufmerksamkeit zu, und schreibe Dir, was ich gesehen und gehört habe, so umständlich als ich kann.

Zuerst lasen die Blinden. Wie, lesen ohne Augenlicht, wirst du sagen? Ja, sie lasen; die Fingerspizen mußten ihnen die Stelle der Augen vertreten. Ihre Schrift besteht in erhabenen Buchstaben, über welche sie mit den Fingern wegfahren, und so durchs Gefühl fertig lesen. Die blinden Zöglinge setzen und drucken diese Schrift selbst. Wir sahen mehrere Blätter davon, unter andern eines, welches unter die gegenwärtigen Prüfungsgäste vertheilt wurde, folgenden Inhaltes:

An unsere Wohlthäter.

Daß uns auf unsern dunklen Wegen
Die Sonne der Erkenntniß scheint,
Daß unser Streben krönet Segen,
Und inn're Ruh mit uns vereint;

Das ist die Frucht von Ihrer Güte,
 Die uns so wieder glücklich macht.
 Ein ewig dankbares Gemüthe
 Sey Ihnen dafür dargebracht!

Von solcher erhabenen Schrift haben die Blinden einen Kalender. Der treffliche Typograph in Wien, Herr *Strauß*, hat ihn nach der Erfindung des Directors *Klein* gedruckt. In demselben finden die Blinden Tage, Wochen, Monatsviertel, u. dgl. eben so schnell, als wir Sehende alles dieses in unsern gewöhnlichen Kalendern sehen. Mehrere der Anwesenden ließen Nahmenstage, Festtage u. dgl. auffuchen. Die Blinden thaten überall Bescheid. Dieser Kalender hat, wie Herr *Klein* sagte, noch die vortheilhafte Einrichtung, daß er durch eine kleine Veränderung jedes folgende Jahr wieder brauchbar ist.

Nun gings ans Schreiben. Wie mag wohl das zugehen, daß Blinde, die gar keinen Buchstaben sehen, schreiben können? Ja, sie schreiben, und zwar auf dreyerley Art. Die Kleineren haben erhabene Buchstaben, Andere wieder Buchstaben zum Durchstechen in Kästchen. Wie ihnen ein Wort vorgefagt wird, setzen sie die dazu erforderlichen Buchstaben auf Tafeln zusammen, und bilden mit großer Fertigkeit ein Wort, oder auch einen ganzen Satz, den man ihnen dictirt.

Die Geübteren schreiben auf die gewöhnliche Art, wie wir Sehende, und zwar sehr leserlich. Zu dieser letzten Art Schrift, der schwersten für Blinde, sind bey dem Institute eigene Federn mit Dintenbehältnissen von Silber erfunden worden, bey welchen die Dinte immer von selbst zusießt, ohne daß man während des Schreibens einzutauchen braucht. Wie viele Uebung dieser Gegenstand, wie viele Geduld von Seiten des Lehrers und Schülers er erfordert, kannst Du

Dir vorstellen, der Du aus Erfahrung weißt, wie schwer das Schreiben bey Sehenden Anfangs vorwärts schreitet. Doch was vermögen nicht Fleiß und Aussharren!

Die Kinder schrieben in unserer Gegenwart einen Satz, welchen ihnen mein Vater dictirte, orthographisch richtig, und mit ziemlicher Fertigkeit. Sie lernen auf diese Art die Sprachlehre, einige auch französisch. Sie führen ein Tagebuch über alle merkwürdigen Ereignisse bey dem Institute. Mehrere wechseln auch Briefe mit ihren abwesenden Aeltern und Verwandten, und diese antworten ihnen mit einer eigens dazu erfundenen leicht zu fertigenden sühlbaren Schrift. Es wurde uns unter andern ein solcher Brief von einer über siebenzig Meilen weit entfernten Mutter an ihre einzige Tochter, die im Institute erzogen wurde, vorgezeigt. Wie muß die gefühlvolle Mutter die Anstalt segnen, welcher sie, außer der Bildung ihres Kindes, in so weiter Entfernung einen so zärtlichen Genuß verdankt! Aber auch ich segnete sie im Stillen, da ich so herrliche Früchte sah, und mit Thränen im Auge las ich die rührenden Worte der zärtlichen Mutter. Nach einer kurzen Pause, während welcher sich jeder Gegenwärtige seinen eigenen Empfindungen überließ, schritt man zu einem neuen Lehrgegenstande. Doch dieses sollst Du in meinem nächsten Briefe erfahren.

D r i t t e r B r i e f .

Das Kopfrechnen war von jeher mein Lieblingsgegenstand, aber am auffallendsten war mir, was die Blinden hierin leisteten. Mein Vater erklärte mir ihre bewunderungswürdige Kunstfertigkeit im Kopfrechnen daher, daß

sie durch äußere Gegenstände weniger als Sehende zerstreut werden, und sich eben dadurch von Jugend auf mehr an eigenes Nachdenken und an Geistesbeschäftigung gewöhnen.

Von mancherley mechanischen Hilfsmitteln, wodurch der erste Unterricht im Rechnen mit Ziffern den Kindern erleichtert wird, sind hier nur zwey vorhanden: nämlich die so genannte russische Rechenmaschine, und eine vom Director Klein erfundene Rechenschnur. Durch erstere wird das Addiren und Subtrahiren, auch bey den größten Zahlen, und durch letztere das Multiplicieren und Dividieren sehr anschaulich, oder vielmehr handgreiflich klar gemacht. Beyde sind sehenswürdig, aber man setzet bey dem Institute nicht viel Werth auf dieselben. Eben so hat der Director Klein bey seinem Unterrichte den Gebrauch erhabener Zahlen ganz aufgegeben, welche die Blinden auf Tafeln eben so zusammen setzten, wie wir die Ziffern während des Rechnens aufschreiben, weil jene Zöglinge, die sich derselben bedienten, gegen andere im Kopfrechnen zurück blieben.

Aus dem, was ich hier sah, ist zu schließen, daß die meisten dahin kommen werden, jede im gewöhnlichen Leben vorkommende Aufgabe mit Leichtigkeit und Sicherheit im Kopfe aufzulösen. Die Fragen, wie viel ist 22mahl 34, oder 79mahl 12, oder 114mahl 13, oder diese: wie oft ist 43 in 559, oder 79 in 1178 enthalten, beantworteten sie geschwinder, als ich sie auf meiner Schreibtafel, die ich zur Hand nahm, berechnen konnte. Aber auch solche Aufgaben: wenn der Centner Zucker 240 Gulden kostet, was kosten $1\frac{1}{2}$ Loth; oder wenn 112 Pfunde 360 Gulden kosten, wie theuer kommen 4 Lothe; oder in Brücken: wie viel ist $\frac{5}{8}$ und $\frac{4}{8}$ Gulden, oder wie viel sind $\frac{5}{8}$ von $\frac{3}{4}$ Gulden, oder wie viel sind $\frac{2}{3}$, $\frac{1}{6}$ und $\frac{4}{8}$, oder wie viel ist $\frac{7}{8}$ mehr als $\frac{1}{8}$, oder wie viel bleiben $\frac{7}{12}$ von $\frac{3}{4}$, wußten sie fertig aufzulösen. Dabey wissen sie sowohl die Aufgabe als ihre Auflö-

fung aufs genaueste zu zergliedern, und in die einfachsten Bestandtheile aufzulösen; und eben in dieser genauen und deutlichen Auseinandersetzung scheint der Vorzug der Methode zu liegen, nach welcher diese Kinder unterrichtet werden. Es finden auch immer mehrere Kinder zugleich das Resultat der Aufgabe, aber jedes auf einem anderen, und oft sehr sinnreichen Wege, der mir nicht immer eingefallen wäre, obwohl ich das Rechnen schon lange und mit Vorliebe betreibe.

Ich glaubte immer, ein Blinder könne keine richtigen Begriffe von Größe und Entfernung haben, eben weil er mit dem Auge nicht abmessen kann; aber die blinden Kinder überzeugten mich ganz vom Gegentheile; sie haben ihren Maßstab bald in den Händen, bald in den Füßen. Eine Sammlung von Stäben einen Zoll bis auf zwey Schuh lang, ohne alle Bezeichnung ihrer Länge ward unter die Kinder vertheilt, und sie wußten durch bloßes Befühlen und Abmessen mit der Spanne oder an dem Arme genau die Länge eines jeden Stabes anzugeben; nur einer fehlte um einen Zoll, welches aber ein anderer sogleich verbesserte. Um uns zu überzeugen, daß sie diese Uebung auf alle Gegenstände anwenden, wurde von einem Zöglinge der Stock eines anwesenden Fremden abgemessen, und die Länge desselben richtig angegeben.

Nach diesem natürlichen Maßstabe machen sie sich mit der Größe aller Gegenstände, die sie umgeben, bekannt. Entfernungen von beträchtlicher Länge, den Hof, Garten u. dgl. messen sie mit Schritten, und haben so richtige Vorstellungen des Raumes und der Entfernung, daß sie selbst im Laufe nie das Maß überschreiten.

Von unzugänglichen Dingen, von der Höhe eines Baumes, eines Hauses, eines Thurmes u. dgl. erhalten sie dadurch Begriffe, daß man ihnen das ungefähre oder

wirkliche Maß in Klaftern oder Schuhen angibt, was für sie nun eine bestimmte Größe ist, nach welcher sie die Höhe des Gegenstandes beurtheilen.

Wie scharf ihr Gehör, wie fein ihr Gefühl ist, wurde mir dadurch deutlich, daß sie unter einer Sammlung von einigen dreßsig Münzsorten von Gold, Silber und Kupfer jedes Stück kannten, und nach dem Gepräge, Gewichte und dem Klange genau unterschieden. Solcher Verfeinerung sind die Sinne des Menschen fähig, wenn sie nur geübt werden, und die Weisheit des Schöpfers zeucht hervor, der, was er auf der einen Seite versagt, auf der andern wieder ersetzt. Die armen Blinden, die das Gesicht entbehren müssen, sehen gleichsam durch das Gefühl, und wo dieses nicht hinreicht, nehmen sie Gehör, oft auch den Geruch zu Hülfe. Doch mein Brief ist schon zu lange; im nächsten etwas Mehreres.

V i e r t e r B r i e f .

Mit diesem Briefe erhältst Du ein kleines Kästchen von geschliffenem Nußbaum = Holze für Dich und ein Nadelbüchsen von Pappe für Deine Schwester. Sieh auf den guten Willen des Gebers und nicht auf den Werth. Doch wird Dir beydes, wie ich glaube, willkommen seyn, wenn ich Dir sage, daß es blinde Böglinge im Institute verfertigt haben. Schätzt man doch oft Arbeiten, welche in der Türkey, in China und wo immer verfertigt werden nicht weil sie sehr viel Brauchbarkeit und inneren Werth haben, sondern weil sie türkisch oder chineßisch sind; soll uns nicht eine Arbeit doppelt schätzenswerth seyn, die

in einem neuen Staate, in der Welt der Blinden verfertigt worden ist, und von unglücklichen Blinden, die außer dem Institute die Zeit gewöhnlich mit Nichtsthun und in gedankenlosen Träumereyen zubringen? Welche Wohlthat für diese Unglücklichen, daß sie da zur Thätigkeit gewöhnt, und in Arbeiten unterrichtet werden, womit sie einst ihren Unterhalt verdienen können!

Da die meisten blinden Kinder im Institute von armen Aeltern sind, so geht das Hauptbestreben des Directors Klein dahin, angemessene Handarbeiten einzuführen, und den Zöglingen Fertigkeiten für ihren künftigen Broterwerb zu verschaffen. Ungeachtet die Kinder dem Alter und der Unterrichtszeit nach noch alle in der Lehre sind, so überzeugten uns doch die vorgelegten Proben, daß dieser wohlthätige Zweck des Instituts gewiß erreicht werden wird, und zum Theil schon erreicht ist.

Mehrere Arbeiten sind schon eingeführt und im vollen Gange. Die meisten Mädchen und Knaben stricken schon so fertig und geläufig, daß sie dabey wie Sehende im Hofe und Garten herumgehen. Einige Knaben spinnen Hanf, und drehen daraus Bindgarn, Spagat, Stricke und Seile. Andere beschäftigen sich mit Papparbeit und verfertigen verschiedene große und kleine Arbeiten, als Schreibzeuge, Fenderröhre, Nadelbüchsen, wie Du eines erhältst, Körbchen und alle Arten von Schachteln. Das sogenannte Dressiren, oder die Verfertigung von Franssen aus den Fäden von Flach, Wolle oder Seide, haben mehrere Kinder schon zur Fertigkeit gebracht. Einige Knaben lernen das Schuhmachen; sie machen sowohl neue als Flickarbeit, womit sich jene, welche nach ihrem Austritte aus dem Institute auf das Land zurückkommen, leicht werden ernähren können, und schlägt einer in Wien seine Werkstätte auf, so bin ich gewiß einer seiner ersten Kunden. Macht er auch seine Arbeit

nicht so schön, als ein sehender Schuhmacher, so wird mir der Schuh schon darum lieber seyn, weil ihn ein Blinder gefertigt hat, und weil ich zu dem Broterwerbe des Unglücklichen beytrage, wenn ich Arbeit bey ihm bestelle.

Am meisten bewunderte ich, was zwey Knaben in feiner Tischlerarbeit leisteten. Das Kästchen ist von ihrer Hand gefertigt. Wir sahen da artige Spielmark = Kästchen, kleine Commod = Kästchen von geschliffenem und polirtem Holze, die sowohl in Rücksicht der Dauerhaftigkeit, netter Arbeit und Sauberkeit jedem andern Kunst = Producte dieser Art an die Seite gesetzt werden können. Diese von den blinden Böglingen erzeugten Waaren werden zum Besten des Instituts verkauft. Ich wünsche recht viele Käufer für dieselben. Wenn sie auch keinen andern Werth hätten, doch dieses ist bey weitem nicht der Fall, so sollten sie wenigstens als Seltenheit, und das bleibt die Arbeit eines Blinden doch immer, gesucht werden.

Die Mädchen werden zu verschiedenen häuslichen Arbeiten abgerichtet; sie helfen waschen und rollen, betten auf, reinigen Tische, Bänke und Stühle, kleiden die kleineren Böglinge an, und verrichten manche andere für sie passende häusliche Arbeiten. Auch die größern Knaben, wenn sie kein bestimmtes Geschäft haben, werden zu Verrichtungen im Hauswesen gebraucht. Sie sägen Holz, legen es in ordentliche Stöße, tragen Wasser zum Gießen in den Garten, flütern die Hausthiere, öffnen den Ankommenden das Hausthor u. dgl.

Da sich auch Böglinge aus besseren Ständen in dem Institute befinden, bey welchen die Absicht nicht ist, ihnen grobe mechanische Arbeiten zum Behufe eines künftigen Verdienstes zu lehren, so werden diese sowohl als auch andere mit vorzüglichen Talenten begabte Böglinge in wissenschaftlichen Gegenständen, z. B. in der Geschichte, Erdbeschrei-

bung, Naturgeschichte, Naturlehre und Mathematik unterrichtet. Doch davon ein Mehreres im folgenden Briefe.

F ü n f t e r B r i e f .

Der menschliche Erfindungsgeist kam auch bey diesem verschiedenen Unterrichte dem Mangel des Sehvermögens durch zweckmäßige Hülfsmittel zu Hülfe. Zum Leitfaden in der Geschichte dient eine Tabelle mit erhabener Schrift, in welcher die merkwürdigsten Begebenheiten, die Hauptvölker, die berühmtesten Männer und die nach und nach gemachten Erfindungen, nach Jahrhunderten und einzelnen Jahren neben einander gestellt sind. Durch diese Tabelle unterstützt man das Gedächtniß der Blinden, welches ohnehin bey ihnen gewöhnlich sehr getreu ist. Du solltest nur hören, wie fertig sie die wichtigsten Weltbegebenheiten zu erzählen wissen.

Zum Unterrichte in der Naturgeschichte werden die nach Bechstein gefertigten Modelle von Thieren aus lakirter Papiermasse gebraucht. Wie wir ein Thier in unsern Bilderbüchern ansehen, und die Merkmale und Unterscheidungszeichen desselben auffuchen, so unterscheiden die blinden Kinder die Thiere nicht nur richtig durch das Befühlen dieser Modelle und ausgestopften Thiere, sondern sie können auch die einzelnen Theile derselben, deren Lage und Beschaffenheit genau angeben.

Die Erdbeschreibung lernen sie mit Hülfe der Landkarten, auf welchen die Umrisse der Länder, die Flüsse und Städte erhaben angezeigt sind, und es ist unbegreiflich, mit welcher Fertigkeit einige von ihnen jeden verlangten

Ort zu finden, oder wenn ihnen einer auf der Karte unter den Finger gebracht wird, zu benennen wissen. Ich und mehrere Anwesende mußten bekennen, daß wir kaum im Stande sind, mittelst der Augen eben so schnell und sicher die Lage der Städte, den Lauf der Flüsse, oder die Gränzen der Länder anzugeben, als es hier von den Blinden durchs Gefühl geschah, wobey sie auch überall die Merkwürdigkeiten, Erzeugnisse, Verfassung und Eintheilung der Länder und ihre Verhältnisse gegen einander anzugeben wußten. Einen herrlicheren Beweis ihres vortrefflichen Gedächtnisses habe ich bey keinem andern Gegenstande gesehen, und wieder die Weisheit und Güte des Schöpfers bewundert, der hierin um so freygebiger war, weil er diesen Armen das Augenlicht versagt hatte.

Nach einigen uns vorgezeigten fürs Gefühl eingerichteten erhabenen Zeichnungen geometrischer Figuren, die sehr leicht zu verfertigen sind, überzeugte uns der würdige Herr Director, daß ein Blinder, der so weit geführt werden soll, ohne besondere Schwierigkeiten auch in mathematischen Wissenschaften unterrichtet werden könne, und da bey ihnen, wie ihn die Erfahrung belehrt hat, meistens eine vorzügliche Geistesthätigkeit und gute Beurtheilungskraft angetroffen werden, so ist nicht zu zweifeln, daß sie auch darin gute Fortschritte machen werden.

Zum Unterrichte in der Musik sind erhabene Noten, ganz den gewöhnlichen Noten für Sehende ähnlich, vorhanden, so daß sich die blinden Jüglinge auf alle Ausdrücke verstehen, welche auf das Noten-System Bezug haben. Durch Hülfe dieser Noten können sie sich die Musikstücke allein einlernen, auch fremde und eigene Musikgedanken aufsetzen. Die den meisten Blinden eigene musikalische Anlage, ihr feines Gehör, ihr treues Gedächtniß erleichtern den Unterricht in der Vocal- und Instrumental-Musik. Al-

les, was ich Dir hier schreibe, sind die eigenen Worte des Directors Klein, der sich alle Mühe gab, uns den ganzen Blindenunterricht auf das deutlichste zu erklären.

Wir hörten einige Knaben und Mädchen mit reiner und angenehmer Stimme singen, wobey von Zeit zu Zeit der Chor einfiel. Einige Lieder sind eigends für sie gedichtet, stellen ihren Zustand dar, und erwecken eben dadurch eine Rührung, welche bey den Anwesenden, besonders bey den zartfühlenden Frauenzimmern, Thränen hervorlockte. Zum Schlusse des Briefes folgen hier zwey derselben.

Empfindungen der unterrichteten Blinden.

Wir sehen nicht das Sonnenlicht,
Den Silbermond, die Sterne nicht.
Doch freu'n wir uns mit reinem Sinn
Des holden Daseyns stille,
Und lächeln durch das Dunkel hin
Mit Kraft und Lebensfülle;
Und singen oft, wenn's uns gefällt,
Von allem Guten in der Welt.

Wir kennen nicht der Farben Spiel,
Doch haben wir der Freuden viel;
Doch fühlen wir, und leben froh,
Vereint im Menschenbunde.
Und trübt uns manchmahl Kummer, so
Erscheint in jeder Stunde
Ein Friedensengel sanft und schön,
Der lächelt uns, wir können's sehn.

Das innre Flämmchen glüht wohl mild,
Und strahlt so heiter aus dem Bild;

Und hoher Freude Seligkeit
Empfangen wir und geben.
Wir leben den, der sich uns weicht,
Der Menschenfreund soll leben!
O mög es Allen wohl ergehn,
Die liebend gerne Blinde sehn:

Die Zöglinge des Blinden-Instituts an
ihre Aeltern.

Liebe Aeltern! hemmt die Schmerzen
Ueber eures Kinds Geschick,
Hoffnung lebt in unsern Herzen,
Ewig flieht uns nicht das Glück.

Gottes unerforschter Wille
Gab uns dieses Tages Nacht,
Unsre Pflicht ist, halten stille,
Bis uns einst das Licht erwacht.

Auch im Unglück zeigt er Gnade,
Strafe ist nicht dieses Loos;
Unterricht erhellt die Pfade,
Hält uns in der Tugend Schoos.

Selbst das Licht, das wir vermessen,
Macht uns wenig Kummerniß?
Glück für uns, daß wir nicht wissen,
Was verschließt die Finsterniß.

Müßiggang von uns zu scheuchen,
Lehret man uns thätig seyn,
Im Verein mit unsers Gleichen
Dieses Daseyns uns erfreun.

Und des Wissens goldne Lehren
Nehmen wir begierig hin;
Nie zerstreuet sie zu hören,
Fassen wir der Worte Sinn.

Unserm innern Auge strahlet
Zwar nicht täuschend Farbenspiel,
Aber Phantasie uns mahlet,
Ungeseh'nes Schönes viel.

Andere sehen oft mit Kränken
Mangel und Verstellungslist;
Sey's, daß wir die Welt uns denken
Schöner als sie wirklich ist.

Es vermehrt nicht unser Leiden
Bange Furcht vor Finsterniß,
Leichter wird uns einst das Scheiden
Von dem ird'schen Paradies.

Und wie doppelt selig werden
Wir zum ew'gen Glück ersteh'n,
Um, die wir geliebt auf Erden,
Erstmahls dort und sters zu seh'n.

S e c h s t e r B r i e f.

Schon im ersten Briefe erzählte ich von der harmonischen Musik mit Blas-Instrumenten, mit welcher uns die Blinden unter der Laube empfangen. Die Zöglinge haben sich aber auch auf anderen musikalischen Instrumenten Fertigkeit erworben. Sie spielen Clavier, Harfe, Violine, führen gemeinschaftlich viele kleinere und größere Musikstücke mit aller Genauigkeit und richtiger Zusammenstimmung auf, und haben mehrmahl öffentliche Concerte vor einem sehr zahlreichen Publicum mit Beyfall gegeben.

Im Institute trafen wir eine Sammlung von zweckmäßigen Büchern zum Vorlesen an. Die Buchhändler Wiens haben sie so reich ausgestattet; jeder gab aus seinem Verlage, was er den Bedürfnissen der Zöglinge am angemessensten glaubte. Welch süßen Genuß haben sie den armen Blinden damit verschafft. In der Stunde zum Vorlesen herrscht, wie der Director Klein sagt, eine große Aufmerksamkeit und Stille, welche sich nur durch die Wißbegierde der Blinden erklären läßt. Dieses Vorlesen trägt auch sehr viel zu ihrer sittlichen und geistigen Bildung bey. Daher und von ihrer natürlichen Begierde, sich von Allem zu unterrichten, rührt es auch, daß man sie über Dinge richtig urtheilen und sprechen hört, welche man dem ersten Anscheine nach nur für Sehende geeignet hält. Auch Zeitungen und öffentliche Nachrichten von politischen Merkwürdigkeiten sind ihnen wichtig und anziehend.

Diese armen Blinden leben nun im Institute vergnügt und zufrieden. Nie hört man einen über seinen Zustand klagen, und sie hören es auch nicht gern, wenn man sie an ihre Blindheit erinnert; weswegen auch in dem Prüfungszimmer eine gedruckte Erinnerung angehängt ist, solche

laute Beyleidsbezeigungen zu unterlassen. Dabey muß man sich freuen, und jene edlen Männer unsers Vaterlandes segnen, welche einen Ort geschaffen haben, wo der Blinde eines so großen Verlustes vergessen und sich seines Lebens freuen lernt.

Es ist aber auch auf alle mögliche Art für Erbeiterung und angenehme Zerstreuung der Zöglinge gesorgt. Im Garten hat jeder Blinde sein eigenes abgesondertes Plätzchen, wo er mit großer Sorgfalt Pflanzen und Blumen pfllegt, und sich durchs Befühlen und Beriechen daran ergeht. Zwey Kegelbahnen, eine größere und kleinere, schaffen ihnen in mancher Freystunde Unterhaltung. Sie benehmen sich sehr geschickt dabey. Sie werfen die Kugel ordentlich auf, treffen gut, und wissen durch schnelles Abzählen der stehengebliebenen genau die Zahl der gefallenen anzugeben. Einer von ihnen setzt dieselben schnell und richtig wieder auf.

Bey schlechter Witterung spielen sie auf dem Brete oder mit Karten, die für sie auf eine sinnreiche und einfache Art durch zwey, höchstens drey Nadelstiche so fein bezeichnet sind, daß man es auf der äußeren Seite nicht bemerkt. Sie kennen diese Bezeichnung so genau, daß sie unter zwey und fünfzig verschiedenen Karten nie eine mit der andern verwechseln, und mit denselben alle gewöhnlichen Spiele unter sich, oder auch mit Sehenden spielen. Zu diesen Unterhaltungen denke Dir eine ordentliche und reinliche Verpflegung, ein Zubülfe kommen in allen nur möglichen Verlegenheiten und Anständen, ein äußerst liebvolles, hingebendes Benehmen des herzensguten Directors Klein, der wie ein gefühlvoller Vater unter seinen unglücklichen Kindern wandelt, so wirst du leicht begreifen, daß die Blinden in ihrer neugeschaffenen Welt, im Institute, vollkommen zufrieden sind, und ihrer Blindheit, durch die sie so viel Schönes entbehren müssen, vergessen. Mit diesem

Trostgedanken, der mein tief gerührtes Herz aufrichtete, verließ ich die Prüfung, und schloße auch meinen ziemlich langen Brief.

Siebenter Brief.

Auf dem Rückwege vom Instituts-Hause waren nun die lieben Blinden mit ihrem Director der einzige Gegenstand unsers Gespräches. Ein achtungswürdiger Mann, der mit dem Institute näher bekannt zu seyn scheint, war in unserer Gesellschaft, und sagte uns noch so Manches, was Dir eben so wichtig seyn wird, als ich begierig war, es zu hören.

Diese wohlthätige Anstalt, sprach er, die nun in bestem Flor steht, und allgemeine Aufmerksamkeit verdient, kann zum aufmunternden Beispiele allen jenen dienen, welche den Trieb in sich fühlen, ohne fremde Hülfe eine neue Unternehmung zu machen, wenn sie sich nur eines guten Zweckes bewußt sind, den bescheidenen Weg der Natur, vom Kleinen zum Größeren nicht verfehlen, und Muth und Beharrlichkeit genug haben, die anfänglichen Schwierigkeiten und Hindernisse zu überwinden. Der Gründer und jetzige Director des Instituts, Herr Wilhelm Klein, machte aus eigenem Antriebe vor zwanzig Jahren den ersten Versuch mit einem damals neunjährigen blinden Knaben und brachte demselben in kurzer Zeit so viele Kenntnisse und Fertigkeiten bey, daß es die Aufmerksamkeit und Theilnahme vieler Menschenfreunde erregete, und die Ueberzeugung gewährte, daß Blinde einer weiteren Ausbildung fähig sind.

Die im Jahre 1805 erschienene gedruckte Nachricht *) von diesem gelungenen Versuche, und die Proben, welche dieser Knabe von seinen Kenntnissen und Fertigkeiten ablegte, erregten bey Menschenfreunden den Wunsch, daß mehrere unglückliche Blinde an diesem Unterrichte Theil nehmen könnten, und um diesen ins Werk zu setzen, erbothen mehrere derselben jährliche Beyträge an Geld zu diesem edlen Zwecke zu liefern. Herr Klein war nun im Stande einen zweyten Blinden anzunehmen, und seine ersten Versuche gewannen mehr Ausdehnung und Gemeinnützigkeit.

Nach einer Prüfung dieser zwey Böglinge, welche der hiedere Erzieher des jungen Fürsten v. Liechtenstein, Herr Abbe Werner, in Gegenwart mehrerer erhabenen Personen vom höchsten Adel veranstaltete, leitete derselbe eine Subscription unter den Gegenwärtigen ein, wodurch Herr Klein in den Stand gesetzt wurde, mehrere Böglinge anzunehmen. Die wohlthätige Anstalt gedieh immer mehr, und gab Veranlassung, daß an mehreren Orten in und außer Deutschland ähnliche Institute zur Erziehung und Bildung blinder Kinder errichtet wurden, von denen die meisten einen sehr guten Fortgang haben.

Dieses wohlthätige Institut wurde von der alles Gute und Nützliche fördernden österreichischen Staatsverwaltung in besondern Schuß genommen. Im Jahre 1810 wurde es zu einer öffentlichen Anstalt erhoben, der verdienstvolle

*) Beschreibung eines gelungenen Versuches, blinde Kinder zur bürgerlichen Brauchbarkeit zu bilden, von Wilhelm Klein, Director des Instituts und Mitglied der Hülfsgesellschaft in Zürich. Mit dem Portrait des ersten blinden Böglinge. Sie ist nebst einer kurzen Nachricht von der Einrichtung des Blinden-Instituts daselbst zu haben.

Director mit einem anständigen Gehalte versehen, für acht Zöglinge die Verpflegungskosten von der Staatsverwaltung bezahlt, und ein Jahr später durch Seine Excellenz, Grafen von Saurau, damals Statthalter von Oesterreich, jetzt Minister des Inneren, der das Gedeihen des Institutes auf die möglichste Art beförderte, mit einem geräumigen Hause und Garten versehen, welches zur Aufnahme mehrerer Zöglinge vergrößert wurde.

Seit seiner Entstehung hat es 82 Zöglinge gehabt. Für die Zöglinge außer jenen 8, welche auf Kosten der Staatsverwaltung unterhalten werden, zahlen entweder die Aeltern oder Privatwohlthäter, theils einzeln, theils mehrere zusammen, die Verpflegungs = Beträge. Die Gesellschaft adeliger Frauen zur Beförderung des Guten und Nützlichen, welche sich die Unterstützung dieser wohlthätigen Anstalt als einen der ersten Zwecke ihrer rühmlichen Wirksamkeit vorgesetzt hat, unterhält mehrere Zöglinge auf ihre Rechnung, und versah anfänglich das Institut mit Kleidern, Wäsche, musikalischen Instrumenten und andern Bedürfnissen.

Für ein armes blindes Kind werden jährlich für Kost, Kleidung, Unterricht und alle sonstigen Bedürfnisse bey 200 Gulden M. M. bezahlt. Wahrlich ein kleines Glück für einen Reichen und Begüterten in dem süßen Bewußtseyn, einem unglücklichen Blinden frohen Lebensgenuß, Ruhe und Zufriedenheit durch diese Auslage verschafft zu haben. Mit Aeltern von besserem Stande und Vermögen, welche ein blindes Kind der Anstalt übergeben wollen, werden wegen der Verpflegungs = und Unterrichtskosten besondere Verträge von dem Director geschlossen. Da diese auch mit einem noch so großen Aufwande ihrem blinden Kinde zu Hause eine so zweckmäßige Erziehung nicht geben können, so werden sie mit Begierde die

Gelegenheit ergreifen, ihr Kind, welches das Augenlicht entbehrt, dieser nützlichen Anstalt zu übergeben, wo es in Gesellschaft von mehreren seines Gleichen durch zweckmäßige Anleitung zur körperlichen und geistigen Beschäftigung sein Unglück gleichsam vergessen lernt, und zu einem selbstständigen thätigen Mitgliede der menschlichen Gesellschaft gebildet wird.

So sprach dieser brave Mann, und jeder, der die Einrichtung dieser höchst wohlthätigen, dem Unternehmer und dem Staate zur Ehre gereichenden Anstalt näher kennen lernt, und bedenkt, welche Schwierigkeiten in einem kurzen und durch die Kriegs- und Geldumstände so ungünstigen Zeitpunkte bey der Gründung derselben zu überwinden waren, wird sich freuen, in unserer Kaiserstadt neben so vielen wohlthätigen Instituten eine Anstalt blühen zu sehen, wo an Verminderung des Unglücks und an Heilung eines der größten menschlichen Leiden mit rühmlichem Eifer und mit so gesegnetem Erfolge gearbeitet wird.

Nun war noch ein Schritt zu thun, um für das Schicksal der armen Blinden auch in ihrem reifern Alter zu sorgen. Das Blinden-Institut, wie es hier beschrieben worden, ist eine Erziehungs- und Bildungsanstalt. Nach der Bestimmung und Verfassung desselben, bleiben die Söglinge bis zu ihrem 18. Jahre in dieser Anstalt, und werden nach ihrer vollendeten Ausbildung an diejenigen zurückgegeben, welche sie in das Institut gebracht haben. Diejenigen welche keine solche Unterkunft finden, oder ganz arm sind, werden in eines der gewöhnlichen Versorgungshäuser aufgenommen. Nun geschah es häufig, daß solche ausgetretene Söglinge, nach dem Zurückkehren in ihre Familie, statt sich mit den im Institut erlernten Arbeiten zu beschäftigen, selbst von den Ihrigen veranlaßt wurden,

sich in Gasthäusern und an andern öffentlichen Plätzen herumzuführen zu lassen, und durch einzelnes Aufspielen auf dem erlernten musikalischen Instrument Almosen zu sammeln. Es ist leicht begreiflich, daß sie bey einem solchen müßigen herumziehenden, für einen Blinden doppelt unschicklichen und selbst gefährlichen Lebenswandel nicht nur alle Neigung zur Arbeitsamkeit verlieren, sondern sich auch nach und nach an ein unordentliches, unmäßiges und unmoralisches Leben gewöhnen, kurz daß sie alle Fehler annehmen, welche das Betteln erzeuget. Daß bey denen, welche das Unglück haben, auf diesen Weg zu gerathen, die Früchte der mühsamen und kostbaren Erziehung in dem Institut verloren gehen, und die Meisten von ihnen in gänzliche Nothheit verfallen und moralisch verderben, ist leicht zu erachten. Diesem Uebelstand zu begegnen und den guten Samen, der in dem Blinden-Institut ausgestreuet wird, vor dem Verderben zu bewahren, haben sich, auf Veranlassung des Directors Klein, einige mitleidig gesinnte Männer zusammengethan und einen Verein gebildet, welcher sich der Sorge für die ausgetretenen blinden Zöglinge und anderer erwachsenen Blinden widmet, und denselben eine ihrem Zustande angemessene Unterkunft und Beschäftigung verschaffen wird.

Diese eben jetzt 1826 in der Errichtung begriffene neue Anstalt zur Unterstützung der erwachsenen Blinden, welche auf den Beyfall und Schutz der alles Gute befördernden Staatsverwaltung zu rechnen hat, wird nur solche Blinde aufnehmen, welche eine mechanische Arbeit erlernt haben, und welche ein musikalisches Instrument fertig spielen können.

Die erforderlichen Kosten, zu der ersten Einrichtung dieser Anstalt und zur Bildung eines Fonds für ihren Fortbestand, werden durch eine veranstaltete Subscription

zusammengebracht, wozu bereits ein Anfang gemacht ist, der die erwünschten Fortschritte dieser wohlthätigen Unternehmung verspricht.

In der Folge wird die Anstalt einen Theil ihres Unterhalts aus sich selbst ziehen, theils durch den Verkauf der von den Blinden gefertigten Arbeiten, theils durch Bildung eines stehenden Musik-Chors aus ihnen, wo auf eine anständige Art, an schicklichen Orten musikalische Productionen von ihnen gehalten werden.

Die rege Theilnahme an dem Schicksal der unglücklichen Blinden, wird auch diese Unternehmung zu ihrem Besten unterstützen und auf solche Art wird eine neue wohlthätige Anstalt entstehen, welche als die notwendige Fortsetzung und Ergänzung des Blinden-Instituts zu betrachten ist.

Einen schweren metallenen Mörser mit einem Weinglase in die Höhe zu heben.

Man macht einen Teig von Mehl und Wasser, und belegt damit den Boden des umgekehrten Mörsers, entweder ganz oder nur in der Gegend, wo der Rand des Weinglases auf denselben zu stehen kommt. Dann gießet man Weingeist in ein Schälchen, zündet diesen an, und hält das Weinglas darüber, so daß die Flamme hineinschlägt, und die Luft im Glase dadurch sehr verdünnet wird.

Wenn man glaubt, daß es genug sey, so stellt man das Glas schnell in umgekehrter Lage auf den mit Teig be-

deckten Boden des Mörsers, und drückt es etwas in den Teig ein, damit keine Luft von außen in das Glas eindringen könne. Sobald nun die Luft erkaltet ist, so hängt das Glas fest an dem Mörser, und man kann diesen damit aufheben.

Man kann statt des Teiges zwar auch nasses Leder nehmen; indessen ist doch jenes besser, weil die gemeinen Gläser nicht immer einen genau abgeschliffenen Rand haben, der sich allenthalben fest an das Leder andrückt, und weil ein erhitztes Glas leicht zerspringt, wenn es mit dem nassen Leder in Berührung kommt.

Wie läßt sich wohl dieses Kunststück erklären?

Durch die Hitze des brennenden Weingeistes wird die Luft im Glase sehr verdünnet und ausgedehnt, daß ein großer Theil davon herausgeht; denn jede Wärme dehnt die Luft aus. Wird nun das Glas schnell auf den bekleisterten Boden des Mörsers gestürzt, so ist in demselben nur verdünnte Luft, welche durch ihre Dehnkraft den ganzen inneren Raum des Glases einnimmt, nach und nach aber erkaltet, so, daß weniger Luft in dem Glase als außer demselben rund herum drückt, und daher der äußere Druck wenig Widerstand von dem Drucke von innen hat. Weil das Glas durch den Teig fest an den Boden des Mörsers anschließt, so kann keine Luft von außen hineindringen, um das Gleichgewicht wieder herzustellen. Der Druck der Luft von außen auf das Glas ist also sehr stark, und preßt dasselbe so fest an den Mörser, daß dessen Gewicht, mit dem inneren Drucke der Luft zusammen genommen, den äußern Druck nicht aufwiegt; daher läßt sich der Mörser durch das Glas in die Höhe heben.

Dieses Kunststück wird immer gelingen, wenn der

Mörser bey 10 Pfund im Gewichte und das Glas 2 $\frac{1}{2}$ Zoll im Durchmesser hat. Das Glas muß aber senkrecht in die Höhe gehoben werden.

Die modernen Spartaner.

Nach den Gesetzen des Lykurgus wurden die Söhne der Spartaner in öffentlichen Erziehungshäusern erzogen, und auf alle mögliche Art abgehärtet, um sie zu ausdauernden und tapfern Kriegeren zu bilden. Sie lernten da Hunger und Durst, Hitze und Kälte, und alle Beschwerlichkeiten ertragen. Sie mußten durch vieles und schweres Arbeiten ihre Glieder, durch weites und schnelles Laufen ihre Lungen stärken. Ja man geißelte sie am Altare der Götter bis aufs Blut, um sie Schmerzen ertragen zu lehren. Wer weder durch Miene, noch durch einen Laut den Schmerz verrieth, wurde belobt; wer weinte oder ächzte, wurde verlacht.

Eine ähnliche noch grausamere Art, die Kinder abzuhärten, herrscht unter den Wilden in Süd-Amerika. Der Missionär, Pater Dch, erzählt uns Folgendes als Augenzeuge.

Wenn die Knaben ein Alter von zwey Jahren erreicht haben, lassen sie die Wilden ganze Tage lang, sich selbst überlassen, in der Sonne liegen, wo sie von Tausenden von Fliegen und Mücken bis aufs Blut gepeinigt werden. Dessen ungeachtet lernen sie aber von sich selbst anfänglich auf allen Vieren kriechen, und später aufrecht gehen. In diesem Zeitpuncte bekümmern die Wilden sich

zuerst um sie, indem sie ihnen Bogen und Pfeile in die Hand geben, womit sie den ganzen Tag spielen, und nach allem, was vorkommt, zielen. Bis ins zehnte Jahr laufen sie ohne andere Beschäftigung herum, und üben sich rastlos nur mit ihren kleinen Pfeilen im Schießen und Treffen. Aber im vierzehnten und fünfzehnten Jahre steht diesen Knaben eine sehr harte Prüfung bevor.

In diesem Alter nämlich werden sie zu Kriegern angenommen, welches sie sich zur höchsten Ehre rechnen. Aber nur dann erfolgt die Aufnahme, wenn sie die Prüfung gut bestanden haben.

Einige alte versuchte Kriegsleute fragen den Knaben, ob er wohl Muth genug habe, auch etwas auszustehen?

Auf seine Bejahung beginnt die erste Probe. Der Knabe wird bey den Haaren gefaßt, zu Boden geworfen, und tüchtig mit Fäusten geschlagen. Hat er diese Mißhandlung ertragen, ohne einen Klage-ton von sich zu geben, so peitscht man ihn mit Ruthen und Dornen den ganzen Rücken blutig. Hat er auch hierbey keinen Schmerz geäußert, so nimmt man die gedörren Flüße großer Raubvögel, und hackt und kratzt ihm den ganzen Rücken damit auf, daß das Blut von ihm herabfließt. Erscheint er auch hierbey muthig und lustig, und hat er obendrein noch im Pfeilschießen gut bestanden, so wird er für einen guten Soldaten erklärt. Hat er aber bey einer oder andern dieser äußerst schmerzlichen Proben den mindesten Klage-ton oder ein Gewinsel hören lassen, so wird er als unwürdig erklärt, in die Classe der Krieger aufgenommen zu werden, und dadurch auf immer beschimpft. Indessen müssen die neu angenommenen Krieger immer die beschwerlichsten Dienste versehen; in Kriegszeiten mit größter Gefahr die Wege auskundschaften, die höchsten Berge ersteigen u. s. w., damit sie immer mehr abgehärtet werden.

Wie viel Werth müssen diese Wilden darein setzen, ein Wertheidiger des Vaterlandes zu seyn, welches so manche unserer verzärtelten Jünglinge scheuen, und auch dann scheuen, wo das Vaterland sie braucht und ruft!!

Heldenthaten österreichischer Krieger.

I.

Der Korporal Jonas.

Auf dem Rückzuge aus Salzburg im Frühjahre 1809, machte der Korporal Ladislaus Jonas vom neunten Husaren Regimente, Frimont, mit fünf Mann den Nachtrab. Das vor ihnen abgezogene österreichische Corps hatte in einem Passe bey St. Michael, um den Weg ungangbar zu machen, einen Pulverkarren, der nicht mehr fortzubringen war, umgestürzt, wobey ein Theil der StraÙe zufälliger Weise mit Pulver bestreut wurde.

Korporal Jonas lag in der Nähe dieses Pulverkarren im GebüÙe im Hinterhalte, und sah eine große Anzahl feindlicher Reiter anlagen, welche vom Pferde abstiegen, und sich alle mögliche Mühe gaben, den Karren aus dem Wege zu schaffen. Gelang es, so ging der größte Theil des Gepäcks des österreichischen Corps verloren, das nur einen kleinen Vorsprung hatte, und also leicht von den feindlichen Reitern eingehohlet werden konnte.

Sein Entschluß war schnell gefaßt. Mit einer beyspiel-

losen Hingebung befaß er der ihn begleitenden Mannschaft, zurück zu reiten; er selbst aber sprang mit aufgezogener Pistole mitten unter die Feinde und schoß in das auf dem Boden zerstreute Pulver. Mit einem betäubenden Knalle ging der ganze Pulverkarren in die Höhe, und über 30 Mann und Pferde fanden dabey ihr gräßliches Ende.

Jonas lag unter ihnen; nach einiger Zeit erhielt er seine Besinnung wieder; halb verbrannt sieht er sich unter der angerichteten Verwüstung liegen; doch hat er noch so viel Kraft, sich nach Leoben ins Spital zu schleppen, von wo er nach fünf monatlicher Cur geheilt beym Regimente wieder einrückte.

Verdient dieser Zug von Heldenmuth nicht der schönen That des Leonidas an die Seite gesetzt zu werden, der mit seinem tapfern Haufen den Paß Thermopila gegen der Perser Macht vertheidigte, und dort mit allen den Seinigen den Heldentod starb?

2.

Die Husaren Czock und Biro.

Am 4. Junius 1809 wurde eine aus den Husaren Regimentern Erzherzog Joseph und von der ungarischen Insurrection aus Wespim zusammen gesetzte Schar ausgesandt, um die Stellung der Feinde in der Gegend von Steinamanger auszuspähen. Als die streifenden Oesterreicher auf einen feindlichen Posten stießen, wollte Johann Biro, ein unerschrockener versuchter Husar von Erzherzog Joseph, welcher die silberne und goldene Tapferkeits-Medaille auf seiner Heldenbrust trug, seinen jüngern Brüdern, den Insurgenten, ein Beyspiel zur Macheiferung geben, und sprengte unter die Feinde; allein er wurde von fünf

Reitern umringt, und nach einem lebhaften Widerstande verwundet und gefangen.

Franz Czock, Gemeiner von den Wespriemer Husaren sieht seinen Waffenbruder fort führen, stürmt auf dessen Begleiter, und führt auf den nächsten, den sein Arm erreichen kann, einen so gewaltigen Streich, daß sein Säbel zerspringt. Schnell reißt er dem sterbenden Feinde den feinigigen aus der Hand, und mit einem zweyten, von seiner kräftigen Faust geführten Hiebe, verwundet er auch den andern feindlichen Reiter; die übrigen ergreifen die Flucht, und Czock kehrt mit Biro unter lautem Jubel ihrer Waffenbrüder zurück.

Der Tapfere wurde mit der silbernen Ehrenmünze geschmückt; aber der schönste Lohn bleibt ihm jedoch das frohe Bewußtseyn, einen braven Waffenbruder aus der größten Gefahr gerettet zu haben.

3.

Der Wachtmeister Bereczky.

Am 7. Junius 1809 wurden die Rittmeister Kratochwil von Erzherzog Joseph und Hatz von Wespriemer Husaren, jeder mit einem Flügel seiner Escadron, dem vordringenden Feinde entgegen geschickt. In Steinamanger stießen sie auf die feindlichen Vorposten, und vor dem Comitats-Hause entspann sich ein sehr hitziges Gefecht.

Gerade dieser Kampfplatz mußte die Ungarn zur höchsten Tapferkeit auffordern; doch hartnäckig fochten die Feinde. Die Gemeinen Michael Gerets und Johann Riß von den Wespriemer und Stephan Warga von Erzherzog Joseph Husaren wurden gefangen.

Martin Bereczky, Wachtmeister bey den Infan-

genten, sprengte unter die Feinde, hieb seine Waffenbrüder heraus, und nahm den Franzosen noch drey Pferde ab, deren Reiter verwundet und gestürzt waren. Mit ähnlichem Muth kämpfte die übrige Schar; die Insurgenten wetteiferten mit den Husaren von Erzherzog Joseph, die ihren alten Ruhm behaupteten. Die Franzosen wurden geworfen, und ließen 50 Gemeine und einen Officier todt auf dem Kampfplatze zurück; 15 Reiter wurden gefangen, und 30 leere Pferde noch erbeutet. Von den Insurgenten vermischte man 9; allein in kurzer Zeit kamen nach und nach alle zum Regimente zurück, und alle diese hatten ehrenvolle Wunden erhalten.

Als die braven Husaren nach geendigtem Kampfe ihres Sieges sich freueten, da lobten auch alle Bereczky's Tapferkeit; die Officiere von Erzherzog Joseph umarmten ihn vor der ganzen Truppe, nannten ihn ihren Freund und Bruder, und tranken auf die Gesundheit des Helden.

4.

Der Korporal Barath.

Auch in der Stadt Papa entspann sich bey dem weiteren Rückzuge ein hitziges Gefecht: ein wahrer Kampf um Herd und Altar. Stephan Barath, Korporal bey den Wespimer Husaren, aus Papa gebürtig und Vater mehrerer Kinder, sprengte in sein Haus, um einige wichtige Anstalten für seine Familie zu treffen. Unerwartet erschien er in der Mitte der Seinigen, die mit Angst und Beben dem Ausgange des Kampfes entgegen sahen. Sein Schwiegervater und seine Gattinn umringen und beschwören ihn, bey ihnen zu bleiben. „Warum“ ruft ihm jener zu, „willst du dein Leben fruchtlos opfern? das Vaterland ist verloren!“ — „Wenn du auch mich vergessen kannst,“ sagte die Gattinn weinend, „so denke doch, daß du Kinder

hast, die noch länger einen Vater brauchen.“ In der heftigsten Gemüthsbewegung hebt sie ihren kleinen Sohn empor: „Willst du,“ ruft sie schmerzvoll aus, „dein Kind vom Feinde morden lassen? Vater, schütze diese Unschuld!“ Der Kleine streckt seine zarten Hände aus, umklammert dann die Füße des Vaters: „Lieber Vater,“ stammelt er weinend, „bleibe doch bey uns, ich lasse dich nicht fort.“

Vaterliebe regte sich mächtig in der Brust des tapfern Korporals; doch schnell erwachte auch das Gefühl für Pflicht und National-Ehre. Er hat geschworen, seine Fahne nicht zu verlassen; seine Waffenbrüder stritten noch jetzt im blutigen Kampfe, und er, ein edler Ungar, sollte feig genug seyn, sie in der Stunde der Gefahr zu verlassen?

„Nichts ist verloren!“ ruft er mit männlicher Entschlossenheit aus; „dem Vaterlande gehörte ich eher an, als euch; Tausende sind bereit, für dasselbe zu sterben, und dieser feste Wille von Tausenden wird es retten.“

Schnell entwand er sich aus den Armen der Seinigen, und sprengte zu seinen kämpfenden Waffenbrüdern zurück. — Das Gefecht dauerte bis in die späte Nacht.

5.

Der Insurgent Rößsas.

Johann Rößsas, bereits Vater mehrerer Kinder, folgte mit Freuden der Stimme, die ihn zur Vertheidigung des Vaterlandes aufforderte, und trat als Gemeiner in das Wespriemer-Bataillon.

In der Schlacht bey Raab streckte ihn ein Kartätschenschuß zu Boden; seine nächsten Waffenbrüder, über seinen Fall bestürzt, wichen zurück. Rößsas strengte nun alle seine Kräfte an, um seinen zerschmetterten Körper ein

wenig empor zu heben, und ruft den Kämpfenden mit vollem Feuer zu: Nur vorwärts Brüder, nur vorwärts; an mir ist nichts gelegen; ich bin glücklich, ich sterbe für mein Vaterland! Seyd Helden!“

Die Zuredede des in seinem Blute liegenden Helden wirkte; die Weichenden drängten sich wieder vorwärts, und Hölzas wurde aus dem Schlachtgetümmel auf den Verbandplatz getragen. Er starb wenige Tage darauf im Spital an seinen Wunden. —

Erinnern uns diese schönen Züge von Heldenmuth nicht an das Zeitalter der griechischen und römischen Heroen, welche von ihren Schriftstellern mit so vielem Lobe gepriesen worden sind. Heil dem Vaterlande, das solche Helden erzeugt!

Das Glas.

Erfindung des Glases.

Man glaubt, daß die alten Phönizier das Glas zu machen erfunden haben. Phönizische Kaufleute, welche Salpeter auf ihren Schiffen führten, landeten in der Gegend der Stadt Sidon, an dem sandigen Ufer des Flusses Belus. Sie wollten sich ein Mittagessen zubereiten. Da es ihnen an Steinen fehlte, um den Kes-

sel über das Feuer zu setzen, so legten sie große Stücke Salpeter darunter. Der Salpeter gerieth in Brand, vermischte sich mit dem feinen Sande, und es zeigte sich, als die Flamme erlosch, eine durchsichtige Masse, welche Glas war. Man benützte diesen Zufall, und erfand nach verschiedenen Versuchen, reines Glas zu machen.

In der Zeit, als das Buch *Job* geschrieben wurde, war das Glas so theuer als Gold. In Sidon und in Aegypten gab es Glashütten; aber die alten Römer wurden mit dem Glase erst bekannt, als Aegypten unter römische Herrschaft gerieth. Jetzt ist das Glas allgemein verbreitet, dient zum Nutzen und Vergnügen, und wird so häufig verfertiget, daß man es sich um einen sehr geringen Preis verschaffen kann.

Die Anstalten, welche zur Bereitung des Glases eingerichtet sind, nennet man Glashütten und der Eigenthümer einer solchen Hütte wird Glasmeister genannt.

Gattungen des Glases.

Der Hauptstoff des Glases ist Kieselerde, welche aber ohne Salze nicht flüssig gemacht werden kann. Man hat drey Sorten von Glas: 1.) *Grünes*, welches aus Kieselsand und aus gemeiner, unausgelaugter, vorzüglich *Tannen- und Buchenholz-Asche*, von der das Laugensalz noch nicht geschieden ist, bereitet wird. Man verfertiget daraus unsere gewöhnlichen *Bouteillen* und andere mindere Gefäße, die im Preise am niedrigsten stehen. 2.) *Weißes Glas* (*Kreidenglas*), welches aus *Potasche, Kreide* und *Kieselsand*, oder statt des letzteren aus *pulverisirtem Kiesel* und *Feuersteinen* gemacht wird. Es wird *Arsenik* dazu gesetzt, um das *Schmelzen* zu befördern, und auch *Braun-*

stein, welcher die Potasche mehr reiniget. Die Kreide erhöht die Weiße des Glases, und um ihm die grüne Farbe ganz zu nehmen, wird Bernstein dazu gegeben. 3.) Crystall-Glas, welches aus denselben Bestandtheilen, besonders aus Kiesel sand, gereinigter Potasche und gereinigtem Weinstein salze besteht. Unsere Trinkgläser, Flaschen, Fenstertafeln sind gewöhnlich von weißem Glase. Crystall-Glas wird nur zu den feinsten und künstlichen Gläsern und Glasarbeiten verwendet.

Aus den Glascherben, die in sparsamen Haushaltungen fleißig gesammelt, und an die Glaser verkauft werden, kann wieder durch Einschmelzen frisches Glas bereitet werden. Sie müssen aber in der Glashütte sortirt, und von allem anklebenden Unrathe ausgebrannt werden.

Bereitung des Stoffes zum Glasmachen.

Die Bereitung des Glases macht viele Vorrichtungen nöthig. Die Glashütten sind gewöhnlich in sehr holzreichen Gegenden angelegt, wo man das Holz um einen geringen Preis erhält, welches man aus den Gebirgen nicht leicht wegschaffen kann, und wo man in der Nähe tauglichen Kiesel findet. Die Kieselsteine werden in einem Brennofen stark erhitzt, dann in kaltes Wasser geworfen, dadurch werden sie mürbe; dann werden sie in die Stampfmühle (Bucher) gebracht, wo sie durch Stampfen, die unten mit starkem Eisen beschlagen sind, zu sehr feinen Kiesel sand zermalmet werden. Die Stampfen werden durch das Mührad gehoben, welches gewöhnlich von einem Waldbache oder einem Flüsschen getrieben wird.

Wenn der Kiesel sand mit den gehörigen Bestandtheilen, welche die Gattung Glas, die man verfertigen will, erfordert, vermisch ist, so wird dieses Gemisch ist, welches man

Fritte nennt, in einem Ofen bey mäßigem Feuer calcinirt, damit die Glaserde mit dem Salze der Asche sich desto besser verbinde. Dann kommt die Fritte in den Schmelzofen, welcher aus feuerfesten Steinen erbauet ist. Die Fritte befindet sich in thönernen feuerfesten Gefäßen, in welchen das Glas geschmolzen wird. Soll ein solches Gefäß in den Schmelzofen kommen, so muß es zuerst im Calcinir-Ofen glühend gemacht werden, weil es sonst zer springen würde. In dem Schmelzofen wird von eigenen Leuten, die man Schürer nennt, das stärkste Feuer, das die Kunst nur kennt, zwey bis drey Tage unterhalten, damit das Glas flüssig werde, und auch während des Bearbeitens flüssig bleibe. Mehrere Klafter Holz, das vorher gedörrt werden muß, werden zu dieser Feuerung erfordert, und die Hitze ist so groß, daß ein Ungewohnter mehrere Schritte vom Ofen entfernt, sie kaum ertragen kann.

Wenn das Glas zu schmelzen anfängt, so sammelt sich oben ein Schaum, welcher von der flüssigen Masse mittelst eines Schaumlöffels abgenommen werden muß, weil er sonst das Glas verunreinigen würde. Dieses ist die sogenannte Glasgalle (Glaschaum, Glasschweiß,) welche nach dem Abschäumen sogleich ins Wasser geworfen wird. So erhält man aschgraue und weiße Kuchen, welche zum Schmelzen der Metalle, und statt des theuren Borax zum Löthen gebraucht werden.

D a s G l a s m a c h e n .

Ist die Glasmasse flüssig und hell, so geht es nun an die strengste Arbeit. Zu jedem Schmelztiegel stellt sich ein Glasmacher, und verfertiget allerley Glasarbeiten aus der geschmolzenen Masse so lange ununterbrochen, bis der Tiegel leer ist. Diese Arbeit dauert Tag und Nacht oft ge-

gen zwanzig Stunden fort, und da der Glasmacher am Ofen immer der stärksten Hitze ausgesetzt ist, und die Arbeit auch große körperliche Anstrengung, besonders der Lunge beym Blasen, erfordert, so kann man sie mit Recht eine der beschwerlichsten nennen, die noch die üble Folge hat, daß die Glasmacher wegen der übermäßigen Hitze und Helle des Feuers im Schmelzofen im Alter leicht blind werden.

Jeder Glasmacher hat einen Gehülfsen bey sich, welcher gewöhnlich ein Kind von acht bis zwölf Jahren ist. Sein Hauptwerkzeug ist das Blaserohr, (Pfeife) welches von Eisen, einem gewöhnlichen hölzernen Blaserohre, womit die Knaben spielen, nicht unähnlich, und vier bis fünf Schuh lang ist. An einem Ende hat es ein Mundstück (Kolben), welches er bey dem Blasen an den Mund setzt, an dem andern ein Knöpfchen, woran sich die Glasmasse, wenn er mit dem Rohre in den Schmelztiegel fährt, anhängt. Auch ist es mit einem hölzernen Griffe versehen, damit er es, weil sich das Eisen bald erhitzt, leichter halten kann.

Der Glasbläser steckt nun sein Blaserohr mit dem vorderen Ende, woran das Knöpfchen ist, durch eine Seitenöffnung in den Ofen, und hohlt mit dem Knöpfchen etwas Glasmasse aus dem innerhalb des Ofens vor der Öffnung stehenden Schmelztiegel heraus, streicht sie dann vollends mit einem starken Eisenblech bis zum Knopfe des Blaserohrs hinab, und wälzt diese anhängende Glasmasse entweder auf einem glatten Steine, der ihm zur Seite ist, oder auf einer kupfernen Platte rund. Dann bläst er durch das Rohr, an welchem man jetzt unten eine länglichte runde Glaskugel sieht, und durch dieses Blasen dehnt sich dieselbe aus, und wird eine beträchtliche Glasblase.

Anfangs bläst er nur gelinde, um zu sehen, ob die Masse zu dem Gefäße, welches er daraus bereiten will,

hinreichend ist; und ist dieß nicht der Fall, so taucht er sie gleich noch einmahl in den Schmelztiegel, um sie durch frische Glasmasse zu verstärken. Nun bläst er sie zur erforderlichen Größe auf, wozu eine große Anstrengung der Lunge erfordert wird.

Der Glasbläser steht mit vollen Backen und blutroth im Gesichte da, häufige Schweißtropfen rollen über sein Angesicht, und nur laues Bier oder Wasser erquickt ihn bey dieser beschwerlichen Arbeit.

Ist die Glasblase groß genug, so schwingt er das Blasrohr in der Luft einige Mahle herum, wo die daranhängende Blase durch ihre eigene Schwere länglich rund wird, und gegen das Blasrohr spizig zuläuft. Dieses Schwingen, welches mit dem Blasen in das Rohr öfters abwechselt, wiederhohlt er so lange, bis die Blase die Gestalt hat, aus welcher sich das zu verfertige Gefäß am leichtesten bilden läßt. Erkaltet die Glasmasse dabey, so wird sie in dem Ofen wieder erwärmt, wobey sie beständig umgedreht wird. Durch mehrere Handgriffe; mittelst verschiedener Werkzeuge und durch das Einengen der Glasblase in hölzerne oder thönerne Formen bildet nun der Glasmacher alle nur möglichen Gefäße aus dieser Glasblase. Diese Arbeit läßt sich aber nicht leicht anschaulich beschreiben; und ich wünsche nur, daß meine lieben Leser sehr bald Gelegenheit bekommen, das Glasmachen in einer Glashütte selbst zu sehen.

Verfertigung der Trinkgläser.

Will der Glasmacher z. B. ein gewöhnliches Trinkglas machen, so stößt er seine Glasblase einige Mahle in einen Model, welcher von innen ganz die Form eines Trinkglases hat. Dadurch erhält die Blase die äußere Form ei-

nes Trinkglases, nur daß sie oben durch eine länglichte runde Wölbung verschlossen ist. Ist sie so geformt, so taucht der kleine Handlanger, der dem Glasmacher immer zur Hand ist, ein eisernes Stängelchen mit der Spitze in die Glasmasse, und fährt mit derselben sachte an den Boden des Trinkglases, wodurch es an das Stängelchen anklebt. Nun ergreift der Glasmacher, während der Knabe das Stängelchen in der Hand hält, eine eiserne Scheere, schneidet die Blase von dem Blasrohre in die Runde ab, und legt das Rohr weg. Der Knabe gibt ihm das Stängelchen, an dessen Spitze das Trinkglas klebt, in die Hand, und er fährt mit einem Werkzeuge in die Mündung des Glases, erweitert und formet sie, bis das Glas die volle Gestalt eines Trinkglases hat.

Indessen ist der Knabe schon mit einer Stange bereit. Er fährt mit derselben sachte in die Mündung des Glases; der Glasmacher klopft auf das eiserne Stängelchen, das er noch immer in der Hand hält; das Glas löset sich ab, und wird von der Stange des Knaben aufgefangen, der es in den Kühlofen trägt, in welchem irdene Töpfe bey mäßiger Hitze bereit stehen, in welchen er alle fertigen Gläser über einander legt, damit sie nach und nach erkalten.

Auf ähnliche Art werden Flaschen, Bouteillen und dergleichen Gefäße mittelst verschiedener Handgriffe und Formen verfertigt. Die Hänkelchen an den Gläsern werden mit freyer Hand angefügt. Der Glasmacher nimmt die erforderliche Glasmasse aus dem Schmelztiegel, zieht sie in die Länge, und setzt sie oben und unten am Glase in einer länglichen Rundung an. Dieses geschieht erst, wenn das Trinkglas schon geformet ist.

Verfertigung des Tafelglases.

Das Tafelglas, welches zu Fensterscheiben u. dgl. dient, wird auch geblasen. Diese Arbeit ist die beschwerlichste, und nur geübte Glasbläser und starke Leute werden bey derselben zugelassen. Durch angestrongtes Blasen und wiederholtes Schwingen erhält die stark ausgedehnte Glasblase die Form eines großen Zylinders, oder einer gläsernen Düte, jener ähnlich, welche wir gewöhnlich über kostbare Kreuzbilder, zierliche Blumensträuße, Uhren, oder welche die Zuckerbäcker über feines Backwerk stürzen. Diese lange und weite Düte ist, so lang sie an dem Rohre hängt, oben und unten durch eine runde Wölbung geschlossen. Der Glasmacher hält sie ins Feuer, damit sie an dem untern Deckel aufspringe. Ist sie offen, so wird das Ungleiche dann unten mit der Scheere abgeschnitten. Der Handlanger fasset die Düte dann auf seine Stange, der Glasmacher löset sie durch einen Schlag auf sein Blaserohr von demselben los, und so wird sie in den Kühlöfen gebracht.

Das sämmtlich gebildete Tafelglas bringt man in den Strecköfen, wo es zu platten Tafeln gestreckt wird. Der Arbeiter nimmt eine Düte nach der andern, dreht jede auf einer erhitzten eisernen Stange oben am Deckel herum, benezt den erhitzten Zirkel mit dem nassen Finger, und sprengt die obere Wölbung, welche an dem Blaserohr war, ab. Hierauf hält er eine Eisenstange oben an dem Rande derselben in einer geraden Linie abwärts, und schlägt sanft mit dem nassen Finger darauf. Hierdurch erhält die Düte einen Riß der Länge nach von oben bis unten, und wird so in den Strecköfen gebracht, wo sie sich durch ihre eigene Schwere und durch die Hitze des Feuers allmählich öffnet, und zu einer Glastafel ausbreitet, welche hernach mit einem breiten

Holze, welches an einer Stange befestiget ist, im Streckofen glatt gebügelt wird. Sie wird dann in dem Nebenofen aufgestellt, wo sie bleibt, bis sie erkaltet. Alles bereitete Glas würde Risse und Sprünge bekommen, wenn man es gleich, wie es verfertigt ist, der kalten Luft aussetzete, ohne daß es im Kühlöfen, wo die Hitze geringer als im Schmelzöfen ist, allmählig erkaltet wäre. Man sieht dieses an den Glästropfen, welche die Italiener bey uns gewöhnlich zum Verkaufe herumtragen. Bricht man den an dem dicken Theile (Kopfe) hängenden Schweiß ab, so zerfällt alles in einen feinen Staub. Man bereitet diese Glästropfen, indem man einen Tropfen flüssiger Glasmasse in kaltes Wasser fallen läßt.

Glas ist einer der wichtigsten Handelsartikel

im österreichischen Kaiserstaate. Fast keine Provinz ist ohne Glashütten, und in Steyermark und Böhmen wird so viel Glas verfertigt, daß damit ein sehr beträchtlicher Handel nach der Türckey, nach ganz Italien, und über Triest und Hamburg in alle Welttheile getrieben wird. Auch das Erzherzogthum Oesterreich hat in den Vierteln ober dem Wienerwalde und ober dem Mannhartsberge zu Lirnitz, Großbertholz, Schwarza, Nagelberg, Allentsteig, Weitra, Dietrichsbach, Soachimsthal, Hirschenstein, Gutenbrunn, u. s. w. Glashütten, welche Gläser weit über den Bedarf verfertigen. In Ungarn, Siebenbürgen, Galizien und in der Bukowina sind nicht so viele Glashütten, daß sie diese Provinzen mit ihren Erzeugnissen, besonders mit feinerer Waare hinlänglich versehen könnten. Es werden daher Gläser aus Oesterreich, Böhmen und Steyermark eingeführt.

Kunstfleiß mit Glaswaaren.

Die in diesen drey Provinzen gefertigten Glaswaaren sind nicht nur von besonderer Schönheit, sondern man bringt durch Kunstfleiß sie auch auf einen hohen Werth. Man hat Trinkgläser die um zwey Kreuzer verkauft werden, und andere werden durch künstliche Bearbeitung auf den Preis von dreyßig Gulden gebracht.

Bey sehr vielen Glashütten sind Glasschleifereyen und Glasschneidereyen angelegt, welche die Gläser zur höchsten Reinheit bringen, und die künstlichsten Formen und Verzierungen denselben geben.

Hierin zeichnet sich die Glas-Fabrik des Joseph Mayer an der Gränze Oesterreichs in Böhmen vortheilhaft aus. Sie liegt auf der Herrschaft Grazen. Dieser Mann ist unstreitig einer der größten Künstler unter den Glasmeistern im Kaiserstaate. Durch langjährige sehr kostspielige Versuche hat er ein Crystall-Glas erfunden, welches an Weiße und Schönheit das englische übertrifft. Von diesem Crystall-Glase werden in seinen Schleifereyen und Glasschneidereyen die künstlichsten Pocale, Gläser, Flaschen und dergleichen gefertigt. An diesen Gefäßen sind die zierlichsten Zeichnungen mit wunderbarer Genauigkeit eingeschnitten, und man weiß nicht, ob man mehr die Schönheit und Nichtigkeit der Verzierungen, oder die Reinheit des Glases bewundern soll. Einige der Glasschleifer haben die Akademie der bildenden Künste in Wien besucht, welches ihnen beym Glasschleifen und Schneiden sehr zu Statten kommt. Durch Kunstfleiß bringt man hier ein Eischglas auf den Werth von dreyßig und mehreren Gulden, größere Gefäße werden noch theurer bezahlt. Alle diese Kunststücke erhöhen die Bewun-

derung noch mehr, wenn man sie dem Auge gegenüber an das Sonnenlicht hält. Man sieht eine solche Mannigfaltigkeit der gebrochenen Sonnenstrahlen und einen solchen Helliglanz, daß das Auge beynaher erblindet. Diese herrliche Wirkung kommt aus dem kunstvollen Geschleife, das an der Außenseite des Glases die vieleckigsten Gestalten gestaltet, deren enge Zwischenräume tiefen Furchen gleichen, als ob sie eine künstliche Hand mit dem Meißel gegraben hätte.

Eines der seltensten Kunstwerke aus M a y e r s Fabrik ist

eine crystallene Monstranze

zu B u c h e r s, einem drey Stunden entfernten Wallfahrtsorte. Jeder Reisende bewundert dieses Kunstwerk. Ihr Anblick erfüllt das Auge mit majestätischem Glanze, und wenn sie das Heiligste umschließt, und durch die Fenster der Kirche die hellen Sonnenstrahlen auf dieselbe fallen, so verbreitet sie immer einen Schimmer, den das menschliche Auge kaum ertragen kann. Durch einen solchen Glanz, der das Heiligste umstrahlet, wird das Gefühl der Ehrfurcht bey den Anbethenden gesteigert, und die Andacht der Gläubigen erhöht.

Der betriebsame Glasmeister M a y e r beschäftigt bey seiner Fabrik nebst den Arbeitern in der Glashütte, worin bey zwey Schmelzöfen gearbeitet wird, aus welchen selbst das ordinäre Glas makellos und schöner kommt, als man es sonst zu sehen gewohnt ist, noch mehrere Künstler im Glashleifen und Schneiden, welche die Zeichnungen der berühmtesten Mahler und Kupferstecher mit bewundernswürdiger Schönheit in die Gläser eingraben. Neben diesen Kunstwerken verdient der ausgezeichnet schöne Pokal, der

in der Fabrik des Glasmeisters Siech in Joachimsthal auf der Herrschaft Weitra für Seine Majestät dem Kaiser verfertigt worden ist, unter die schönsten Glasarbeiten gezählt zu werden.

Bei der Glas-Fabrik in Nagelberg sind Glas-schleifereyen und Glas-schneidereyen angelegt, welche das dort erzeugte sehr schöne Crystall-Glas zu Geschirren von vorzüglicher Schönheit verarbeiten, welche weit und breit gesucht, in alle Länder des großen Kaiserstaates, auch nach Neapel, Pohlen, Rußland, in die Turkey und selbst nach Amerika versendet werden.

Zum Schlusse noch etwas

von den Glashütten.

Die Glashütten sind von Holz gebauet, und von ferne einer großen Scheuer nicht unähnlich, nur daß das Dach in der Mitte wie ein breiter Schorstein erhoben ist. In der Mitte derselben ist der Schmelzofen in runder Gestalt, um welchen die Glasbläser, mit einem Hemde und Beinkleide angethan, und einer Schlafmütze auf dem Kopfe, stehen. Rund um die Glashütte in größerer oder kleinerer Entfernung sind Häuschen von Balken erbauet, die Wohnungen der Glasmacher. Jeder derselben hat eine Stube, in welcher er mit Weib und Kindern wohnt. Alle diese Wohnungen gehören dem Glasmeister; er gibt sie seinen Arbeitern nebst einem kleinen Ackerlande zum Anbaue der Erdäpfel.

Die Glasmacher werden nach der Zahl der verfertigten Stücke bezahlt. Ihre Weiber verdingen sich gegen einen geringen Taglohn bey dem Glasmeister zur Arbeit auf dem Felde oder in seinem Hauswesen. Gewöhnlich sind die Ehen dieser Glasmacher mit sehr vielen Kindern gesegnet. Sechs und auch mehrere derselben sieht man vor jeder Hütte her-

umhüpfen oder kriechen. Sie leben karglich; Erdäpfel und schlechtes Brot sind ihre gewöhnliche Nahrung, geringes Bier der Labetrunk der arbeitenden Männer. Die gebirgigen und waldigen Gegenden, in welchen die Glashütten angelegt sind, erzeugen gewöhnlich wegen des steinigten Bodens und kalten Klima's nur wenig Roggen und selten Weizen, Wein aber gar nicht. Der Glasmeister hat gewöhnlich viel Rindvieh, der Glasmacher höchstens eine Kuh oder Ziege. Jener ist wie ein reicher König unter armen Unterthanen. Und doch sind die Arbeiter an den Glashütten mit ihrer Lage zufrieden, und lieben den Boden, auf welchem sie geboren sind, so sehr, daß die Kinder gewöhnlich die Beschäftigung der Aeltern ergreifen, und selbst die Töchter nicht leicht in eine entfernte Gegend in den Dienst gehen, obwohl sie sich dadurch eine bessere Lebensweise bereiten könnten. Im Winter, wenn die Hütten mit tiefem Schnee bedeckt sind, beschäftigen sich die Weiber und Kinder der Glasmacher mit Spinnen, welches aber auch einen sehr geringen Gewinn bringt, außer daß sie das Leinenzeug und den Stoff zur Kleidung für sich und die Ahrigen selbst verfertigen.

D i e

Bürgerfrauen zu Mauthausen im Lande ob
der Enns speisen die armen Schulkinder.

Seit der Regierung des für die Bildung des Volkes väterlich besorgten Kaisers Joseph II. müssen alle Kinder auf dem Lande von dem angetretenen sechsten bis vollendetem zwölften Jahre die Schule besuchen. Die Kinder vermöglicher Aeltern zahlen ein sehr mäßiges Schulgeld; die armen werden unentgeltlich unterrichtet, und erhalten auch die Lehrbücher umsonst.

Aber nicht in jedem Dorfe befindet sich eine Schule, sondern meistens nur, wo eine Pfarre ist. Da müssen nun die Kinder aus den kleineren Dörfern und aus den in den Gebirgen zerstreuten Hütten und Häusern in das Pfarrdorf oft eine halbe Stunde und auch noch weiter in die Schule gehen. Nachdem die Kinder zu Hause eine warme Milch oder sonst eine warme Suppe genossen haben, machen sie sich mit frühem Morgen auf den Weg zur Schule, und vergessen ja nicht ein gutes Stück Brot mitzunehmen, welches sie in der Mittagsstunde verzehren.

Nachmittags um zwey oder um drey Uhr ist die Schule geendet, und da kehren die Kinder froh nach Hause zurück, wo die Mutter eine kleine Mahlzeit für sie bereitet hält. Wind und Regen, Schnee und Frost müssen die Kinder auf diesen Wanderungen dulden; aber sie achten alles dieß Ungemach nicht, gehen truppweise mit einander, schäkern und scherzen dabey, und dieser Besuch der Schule wird ihnen durch die Gesellschaft ihrer Jugendfreunde versüßet, so wie sie ihnen auch alle Beschwernisse auf dem Wege leichter er-

tragen lehrt. Die Kinder werden dadurch abgehärtet, und lieben den Unterricht; die Aeltern selbst wissen den Nutzen zu schätzen, den ihre Kinder von dem Schulbesuche ziehen, halten sie fleißig dazu an, und darben sich's oft vom Munde ab, um ihnen eine wärmere Kleidung im Winter zu verschaffen.

Dieses alles gilt freylich nur von den Kindern solcher Aeltern, die ein Bauerngut oder Grundstücke besitzen, durch deren Ertrag sie ihre Familie leichter ernähren. Aber es gibt auch arme Landleute, die durch ihr Tagwerk kaum so viel verdienen, daß sie und die Ihrigen sich satt essen, noch viel weniger, daß sie ihre Kinder kleiden können. Es gibt arme Witwen, die ihren Kindern kaum Brot verschaffen können. Auch diese wollen in der Schule was Nützliches lernen lassen, und die Gesetze zwingen diese so, wie alle Aeltern, ihre Kinder in die Schule zu schicken. Hungerig, nur mit einigen Lumpen bedeckt, bleichen Angesichtes, schleppen sie sich traurig zur Schule. Sie sehen andere Kinder mit Mundvorrath ausgestattet, und haben selbst nichts. Da hat manches Kind vermöglicherer Aeltern Gelegenheit, sich wohlthätig gegen dieselben zu bezeigen, und nimmt absichtlich eine größere Portion Brot mit, um einen armen Schulfreund damit theilen zu können.

Man stelle sich diese armen Kinder in der Mittagsstunde vor, wenn die andern ihren Mundvorrath, wo oft ein fetter Bissen dabey ist, mit größtem Appetite verzehren. Bald haben diese Armen ihr spärliches Stückchen Brot oder ihren Erdapfel verzehrt, sind noch nicht gesättiget, schleichen unter den andern Kindern herum, sehen ihnen jeden Bissen vom Munde ab, und warten bis man ihnen einen Brocken zuwirft; oder sie gehen in die Häuser des Pfarrdorfes, und betteln vor den Thüren, was für sie immer nachtheilig werden kann. Leider hat sich auch manches von

ihnen durch Hunger verleiten lassen, andern Kindern von ihrem Vorrathe heimlich wegzumausen, und sich so das Stehlen angewöhnt.

Alles dieses hat der ehemahlige würdige Cooperator im Markte Mauthausen, Joseph Guger, ein warmer Freund der Hülfbedürftigen und der Kinder, mit eigenen Augen gesehen. Von Mitleid gegen diese armen Kinder gerührt, dachte er auf Mittel, sie zu unterstützen, und er hat vor mehreren Jahren sie in der Milbthätigkeit der dortigen Bürgerfrauen gefunden.

Er stellte ihnen die Lage dieser Kinder, von denen sich mehrere in der Schule durch Fleiß und gute Aufführung auszeichneten, rührend vor, und sprach ihnen mit religiösem Eifer ans Herz, sich über dieselben zu erbarmen. —

Welches Mutterherz hat nicht mit armen, bedrängten Kindern Mitleiden? Mehrere Frauen vereinigten sich, die armen Kinder Mittags zu speisen, und auch für ihre Kleidung, so viel möglich zu sorgen. Einige haben es auf sich genommen, täglich einem armen Schüler die Mittagskost zu geben; andere haben sich anheischig gemacht, wöchentlich zwey oder drey Mahl einem armen Kinde das Essen zu reichen. Die Hausväter billigten von Herzen ein so wohlthätiges Unternehmen ihrer Gattinnen.

Aber nur die ärmsten Kinder genossen und genießen noch diese Wohlthat, und aus diesen wieder nur die geistlichsten und fleißigsten. Der würdige Cooperator wählet sie aus, und prägt ihnen ein, daß sie rein gewaschen in dem gastfreundlichen Hause erscheinen, und sich artig und dankbar benehmen sollen. Jedes erhält von ihm eine Karte, auf welche jedesmahl das Benehmen des Kindes von dem Kostherrn geschrieben wird. Diese Karte muß der arme Schüler in der Schule vorweisen, und hat er sich etwas zu

Schulden kommen lassen, so wird er aus der Zahl der Kostgänger ausgestoßen, und ein würdigerer Schüler kommt an seine Stelle.

Die gutmüthigen Bürgerleute lehren auch die armen Kindern bey dem Mittagmahle ein anständiges Betragen, und höfliche Sitten, welche diese in den Hütten ihrer Aeltern nicht sehen, und machen sich ein Vergnügen daraus, diesem oder jenem armen Kinde, welches sich durch ein höfliches und gutes Benehmen ihre Zuneigung erworben hat, die alten, aber noch brauchbaren Kleidungsstücke, welche ihre Söhne und Töchter ablegen, zu überlassen. Dadurch werden die armen Kinder mehr gegen Regen und Frost geschützt, sie erkennen die Wohlthat, die ihnen von diesen gutmüthigen Menschen zufließt, und bestreben sich eifrig, durch Fleiß und gute Ausföhrung in der Schule derselben würdiger zu werden. An dem Gesichte sieht man ihnen Gesundheit und Frohsinn an, die sie zum Theile ihren Wohlthätern zu danken haben; mit Freuden eilen sie zur Schule, wo sie ein menschenfreundlicher Lehrer und Katechet unterrichtet, der sie väterlich liebt, und mit Menschenfreunden sich vereiniget, die Hungrigen zu speisen, und die Nackenden zu bekleiden.

Eine Spuckgeschichte.

Am 14. Jänner 1812 fing es in dem freyen Wasserburger Hofe zu Gneixendorf in Oesterreich, B. O. M. B., zu spucken an. Morgens um neun Uhr entstand in dem Wohngebäude ein gewaltiges Gepolter. Auf dem Vorhause flogen Teller, Gläser, Waschbecken und andere Geräthschaften umher; die Wassergefäße stürzten von den Bänken, alles wurde umgekehrt, und vorzüglich im Kindszimmer blieb nichts an seiner Stelle. Alles schien von einer unsichtbaren Hand in Bewegung und Trümmer gebracht zu seyn. Niemand konnte sich dieses unerwartete Ereigniß erklären, weil auch niemand der wahren Ursache ernstlich nachspürte. Die Bewohner verloren den Kopf, Denn — wer konnte hier im Spiele seyn, sagten sie, als ein — Poltergeist.

Schon ging ein dumpfes Gerede im Dorfe herum, daß einer der vorlängst verstorbenen Bewohner dieses Hofes, der sich manches zu Schulden habe kommen lassen, herum irre, und auf Erlösung warte. Allerley abergläubige Mährchen wurden erzählt, und viele zweifelten nicht mehr, daß es in diesem Hause unheim sey. Die Dienstbothen droheten davon zu laufen, und die ganze Gegend umher gerieth in Bewegung. Die Vorstellungen der Vernünftigeren fruchteten nichts, der Aberglaube hatte die Einbildungskraft so erhibt, daß die Leute nicht von der Meinung abzubringen waren, es spucke in diesem Hause.

Das Gerücht von diesem Vorfalle verbreitete sich so weit, daß selbst das Kreisamt dieses Viertels die Geschichte erfuhr, und dieselbe zur Beruhigung des leichtgläubigen Landvolkes untersuchte.

Und wer war nun dieser Poltergeist? Die Kindesmagd im Hause, ein Mädchen von vierzehn Jahren, welches seine muthwillige Rolle mit solcher Geschicklichkeit spielte, daß es nicht nur nicht ertappt wurde, sondern auch jeden Verdacht von sich zu entfernen wußte. Sie wurde deswegen zur verdienten Strafe gezogen.

So lassen sich die meisten Spuck- und Geistergeschichten ganz natürlich erklären, wenn man in der Ueberzeugung, daß es nirgends spucken könne, sich alle Mühe gibt, der Ursache nachzuspüren. Man vergesse dabey nicht, daß der Aberglaube der Leute die Sache überall vergrößert, und daß kaum die Hälfte der Umstände wahr ist; man lasse sich daher durch die Erzählungen leichtgläubiger Leute nicht verführen, und traue seinen Augen mehr, als den Worten anderer. Zugleich gibt uns diese Geschichte einen Beweis, zu was allen der Muthwille leichtsinnige junge Leute verführen kann. Wer hätte von einer Kindesmagd eine so fein ausgedachte Betrügerey vermuthet? Aber zu was verleiten nicht Leichtsinn und Muthwille?

Der Garten

des

K. K. Lustschloßes Schönbrunn.

Durch eine Halle, mit jonischen Säulen geziert, gelangt man aus dem Schloße Schönbrunn in den prächtigen Garten. Auch zwey Eingänge an den entgegen gesetzten Enden führen dahin. Die wachhabenden Palais-Garden erinnern stillschweigend, daß man einen kaiserlichen Lustgarten betrete, und befehlen Sittlichkeit und Anstand. Niemanden, dem Aermsten nicht, ist der Garten verschlossen, und er wird daher von einem so bunten Gemenge Menschen aus allen Ständen, von jedem Alter, von jeder Nation besucht, daß man glauben sollte, er wäre eigens zur Volksunterhaltung geschaffen. Und unter diesem verschiedenartigen Gemische sieht man öfters Ihre Majestäten den Kaiser und die Kaiserinn und die erhabenen Sprossen des Kaiserhauses die Alleen durchwandeln, und durch Ihre rührende Herablassung das Vergnügen des Volkes vermehren. Dank dem großen Kaiserhause, welches die Derter, welche zu seinem Vergnügen geschaffen sind, dem ihm ganz ergebenen Volke öffnet, und unter demselben wie ein Vater unter seinen Kindern wandelt!

Die erste Anlage der Gartens hat Adrian Steckhoven ausgeführt. Die späteren Risse hat der Hof-Architect

Ferdinand Hefendorf von Hohenberg

entworfen. Dieser große Künstler wurde im Jahre 1752 zu Wien geboren. Ueberall findet man Werke seines Kunsttalentes. Dahin gehören vorzüglich das Schloß und der Garten zu Böslau, das Palais des Grafen Fries auf dem Josephsplatz in Wien, und andere Bauwerke, welche er als ein Greis von 70 Jahren mit einem noch sehr lebhaften und muntern Erfindungsgeiste entworfen hat. Seine Verdienste um Architectur wurden geschätzt und belohnt. Er war Hof-Architect, Rath und Director der Classe der Baukunst an der Akademie der bildenden Künste; er wurde in den Adelstand erhoben, und schon nach entworfenem Plane des Schönbrunner-Gartens, welcher zu Rom unter dem Bilde Maria-Theresiens auf Marmor gemahlt wurde, ward er Mitglied der dortigen Akademie der Baukunst. So wird jedes Kunsttalent in dem österreichischen Staate anerkannt, geschätzt, emporgehoben und belohnt.

Bey dem Eintritte

in den Garten aus der Halle stellt sich ein großes offenes Parterre mit hellgrünen Rasen und in dessen Mitte mit vielfarbigen Blumen der Jahreszeit geziert, und zu beyden Seiten mit hohen Baumspalieren eingefast, dem Auge angenehm dar. Weiße marmorne Bildsäulen, Bilder aus der alten Geschichte und Götterlehre vorstellend, sind an den dunkelgrünen Baumwänden gereihet, und stehen mahlerisch von denselben ab. Das Parterre zieht sich bis zu einer Anhöhe, an deren Fuße ein großes Wasserbecken mit springenden Quellen sich ausbreitet. Treffliche Gruppen von herrlicher Bildhauerarbeit aus Stein zieren es. Glänzende Gold-

fische in unzähligen Scharen bevölkern das Wasser, und schnappen begierig die Brosamen weg, die ihnen der flinke Arm der Kinder in das Becken wirft. Wie man den Blick erhebt, so zeigt sich gerade gegenüber auf der höchsten Anhöhe das leuchtende Gloriette, wie ein Feenschloß aus dem Hügel gezaubert, zu welchem zu beyden Seiten weiße Pfade zwischen dem Grün der Wiesen sich schlängeln.

Zu beyden Seiten des Parterres dehnt sich der im Ebenmaße angelegte Garten aus. Regelmäßig gepflanzte Alleen, bald oben gewölbt, bald den Sonnenstrahlen geöffnet, schattige Haine mit Irrgängen, Grotten und Ruinen mit Springteichen und angenehmen Ruheplätzen wechseln angenehm ab. Stille Lauben, Teiche von Fischchen wimmelnd, Vogelbauer, vor Allem aber viele Statuen, Tempel und andere Werke der Kunst überraschen und vergnügen in diesem herrlichen Parke.

Rückwärts erhebt sich der Garten über die Anhöhe, und verwandelt sich in ein kühles, schattiges Lustwäldchen, wo man von der gekünsteltesten Schönheit in die unregelmelte Natur zu kommen scheint. Nichts Angenehmeres, nichts Schöneres, als dieser Garten läßt sich kaum denken. Hat der Wanderer in Betrachtung der Schönheiten die verschiedenen Parthien des Parkes durchlaufen; so laden ihn bey jedem Schritte in tausend kleineren Laubegängen, in den vielen majestätischen Alleen, auf den Terrassen, und überall, wo er sich hinwendet, auch schattige und bequeme Sitze zur Ruhe ein.

Auf der westlichen Seite gegen Hietzing befindet sich die Menagerie, und an derselben der überaus reiche botanische Garten. Westlich erhebt sich über den Berg ein fruchtbarer Obstgarten. Mehr gegen Süden schließt eine weitläufige Fasanerie den Garten. Außerhalb des Gartens gegen das Dorf Meidling liegt die Drangerie. Alle Merk-

würdigkeiten des Gartens zu beschreiben, würde zu weitläufig werden. Nur von dem Sehenswürdigsten will ich theilweise erzählen.

Die Ruine.

Römische Ruinen liegen da vor dem Auge, das Vorbild jenes großen Staates, der durch die alles verderbende Zeit endlich auch zusammenstürzte, und in seinen Trümmern noch groß erschien. Was ist menschliche Größe? wie eine Seifenblase verschwindet sie!

In eine abgeschiedene Gegend zwischen Trauerweiden hat der Künstler die Trümmer eines prächtigen römischen Gebäudes so nachahmend hingestellt, daß es dem Auge scheint, als wenn keine menschliche Kraft Hand angelegt hätte. Ein einziger schöner, doch geborstener Bogen hat dem zerstörenden Einflusse der Zeit noch widerstanden. Alles Andere, Bruchstücke, abgebrochene Säulen mit Inschriften, Meilenzeiger, Urnen, Vasen, Statuen und Büsten sind planlos über einander geworfen, wie sie durch jahrlange Abnutzung verdorben, herab stürzten. Durch diese aufgeschichteten Ueberbleibsel des ehemahligen herrlichen Gebäudes fallen, gleich Thränen, die dessen vormahlige Größe beweinen, einzelne Wassertropfen in den umliegenden, ganz verwilderten Teich, aus dem rohes Schilf hervorraget. Unter dem Schilf nimmt man eine Gruppe und zu beyden Seiten in Nischen den Merkur, zwar sehr verstümmelt, in den andern die Artemisia wahr.

Gewiß besuchte die um ihren Gemahl trauernde Maria Theresia oft diese einsame Gegend. Merkur soll auf denselben anspielen, welchem der Handel und die Industrie der österreichischen Staaten so viel verdanken.

Die zwey Figuren der Gruppe im Teiche bezeichnen die Vereinigung der Moldau mit der Elbe. Mancher-

Ieh Thierstücke aus Marmor trifft man bey der Ruine an, und hinter derselben einen kleinen Neptun aus Carrara-Marmor, der wirklich eine Antike seyn soll; aber jezt von muthwilligen Leuten sehr hart mitgenommen worden ist.

Auf der Anhöhe, die rückwärts der Ruine sich erhebt, findet man einen Herkules, den Cerberus und die vielköpfige Hydra.

Hohenberg hat den Plan zu dieser Ruine gemacht und ausgeführt; Henrici hat die Bildsäulen und Trümmer, Zäherl die Artemisia, Beyer die Basen-Figuren ausgearbeitet.

D e r O b e l i s k.

In dem Mittelpuncte breiter Alleen, welche sich durch den ganzen Garten wie Strahlen ausbreiten, fällt ein Bassin in die Augen, dessen Mitte von einer schönen Gruppe ausgefüllt ist. Eine Wasser-Nymphe tändelt mit einem Schwimmvogel; aus dem Schnabel des Thieres springt silberklar eine rauschende Wasserfäule; ein Knabe sieht ihr mit Verwunderung nach. Rings herum stehen, im richtigen Ebenmaße geordnet, acht vortreffliche Vasen vom Künstler Hagenauer; die Gruppe selbst aber ist von Beyer gearbeitet.

Von da gelangt man zu dem Obelisk. Er hat die gewöhnliche spizige Form, ist von einer beträchtlichen Höhe, und ruht auf vier vergoldeten Schildkröten. Auf seiner Spitze ruht ein Adler, seine Wände sind mit Bilderschriften (Hieroglyphen) bedeckt, welche die Geschichte des Habsburgischen Hauses enthalten. Am Fußgestelle befindet sich die Inschrift:

Josepho II. et Maria Theresia A. A. regnantibus
erect. 1777.

(Unter der Regierung Kaisers Joseph II. und der Kaiserin Maria Theresia ist er errichtet worden.)

Unter dem Obelisk wölbet sich mitten in einer Einfassung von Steinen die Sybillen-Grotte, aus welcher das Wasser in ein weites Becken fließt. Auch aus den Urnen der schönen Figuren zu beyden Seiten des Obelisks auf dem Felsen, der die Grotte begränzt, welche Henrici nach Beyers Modellen verfertigt hat, strömen Wassergüsse. Der Obelisk ist von dem braven Hohenberg, und gewährt auf dem freyen runden Plage, dessen Hintergrund er bildet, eine herrliche Ansicht. Rechts neben ihm steht eine ernste römische Matrone, von Hagenauer gehauen. Auf beyden Seiten sind Stufen angebracht, welche in die obere Grotte führen, oberhalb welcher ein großes Bassin sein klares Wasser ausbreitet, und den Ueberfluß in die untere Grotte und in die Ruinen abgibt. Von hier ziehen sich zwischen grünen Baumwänden angenehme Fußsteige auf die Höhen des Waldes, in welchen der Park sich endiget. Man findet in dieser Wildniß einzelne Hütten, lachende Lusthäuser und angenehme Ruheplätze zerstreut.

D a s B r ü n n e n .

Mitten unter schattichten Bäumen erhebt sich ein leichter, schön gebildeter Tempel, zu welchem schmale Wege mit

Baumwänden geschlossen, führen. In seinem Schooße ruht einsam *Egeria* aus *Carrara*-Marmor gehauen, jene Nymphe, welche die Götter in einen Brunnen verwandelt haben. Sie hält eine Urne, aus welcher klares kaltes Wasser quillt, welches auch häufig hier genossen wird. Von diesem Brunnen erhielt die ganze kaiserliche Anlage seinen Nahmen.

Egerien gegenüber steht in ernster Milde die Mutter der Götter *Cybele* zwischen zwey Hunden mit einer einfachen Mauerkrone auf dem Haupte. Zu beyden Seiten sieht man Panther, welche ihren Wagen ziehen. Nicht fern davon liegt auf einem Felsen niedergesunken *Curidice*, die Gemahlinn des *Orpheus*, welche er aus der Hölle bey seinem Saitenklange gehohlet hat. Vor *Aristäus* fliehend, der sie verfolgte, ward sie von einer Schlange am Fuße verwundet. Voll Angst sucht sie die Schlange von dem Fuße zu reißen, und wendet dabey furchtsam ihre Blicke rückwärts nach ihrem Verfolger. Diese Bildsäule ist von *Beyer*.

Weiterhin zeigte sich dem Auge *Cincinnatus*, jener edle Römer, dem, wie er eben mit dem Pfluge sein Feld bearbeitete, die Dictators-Würde und die Insignien überbracht wurden. Voll hohen Ernstes, auf dem Pfluge stehend, schmückt er sich mit den Feldherrenzeichen; und folgt dem Rufe des Vaterlandes, die Feinde zu bekämpfen.

Angenehm rauscht das Wasser aus dem Munde eines Fisches in einen marmornen Becken, und der kühle Schatten der hohen Kastanien ladet die Wanderer ein, auf den in einem Halbzirkel gestellten Ruhabänken sich von der Hitze des Tages abzukühlen, und die klare Quelle zu genießen.

Olympias und Alexander.

Zwey herrliche Bildsäulen auf einem Fußgestelle in der Mitte eines großen runden, vom Baumwänden umgebenen Platzes, wo tausend vielfarbige Rosen blühen, ziehen das Auge auf sich.

Olympias, die Mutter Alexanders, vertraut ihrem geliebten Sohne vor seiner Abreise das Geheimniß seiner Geburt. Beyder Haltung ist edel und ausdrucksvoll. Beyer hat sie verfertigt. Dem Alexander gab der Künstler den Kopf des unvergeßlichen Kaisers Joseph II., und der Olympias den Kopf Isabellens, seiner Gemahlinn. Schon dadurch werden uns diese beyden Statuen ewig merkwürdig, wenn sie auch nicht so schön gearbeitet wären, daß man sie für Werke des Alterthums halten möchte.

Das Monument der Königin von Neapel.

Nicht weit von dieser Gruppe, auf einem freyen runden Plage, den grüne Wände traulich umfassen, erhebt sich das einfache Monument, von Haller verfertigt, welches die verstorbene Königin beyder Sicilien, Maria Carolina, die Tante und Schwiegermutter unsers geliebten Landesvater, zur frohen Erinnerung an ihre Jugend, die sie großen Theils hier zubrachte, errichten ließ. Auf einem Postamente von Granit steht eine bronzene Rose, die gleichsam die Asche der Jugendfreuden der Königin einschließt. Auf der einen Seite erblickt man ein Medaillon von Bronze, und die fünf Portraits der Königin und ihrer Kinder. Auf der andern Seite liest man die Inschrift:

Der kindlichen Zärtlichkeit
für
Die unsterbliche Maria Theresia;
Der Liebe zum theuern Vaterlande,
Der frohen Rückerinnerung an die Freuden
Der sorgenlosen Jugend,
widmete
Dieses kindliche Denkmahl
auf dem Plage,
Den sie einst als Kind pfliegte,
Nun im Kreise ihrer Kinder,
Maria Carolina,
Königinn beyder Sicilien,
Bey ihrer Anwesenheit
Im Jahre 1802.

Um das Postament ordnen sich hier vier Blumenbeete,
auf welchen nur Rosen, Bergisweinnicht und die Gedächtnisblume, (das dreyfarbige Veilchen) blühen.

Die Gloriette.

Schon auf der mit Pappeln besetzten Straße, welche von Wien nach Schönbrunn führt, und von jeder nahe-
liegenden Anhöhe sieht man aus dem prächtigen Dunkelgrün des Schönbrunner Gartens die herrliche Gloriette freundlich und heiter hervorragen. Sie liegt auf einer beträchtlichen Anhöhe dem Schlosse gegenüber. Je näher man ihr kommt, desto mehr Majestät und Erhabenheit nimmt man an diesem Prachtgebäude wahr. Herrliche dorische Säulen unterstützen das Ganze, welches einen großen Mittelsaal, elf Arkaden, zwey Gallerien und drey prächtige marmorne

Treppen enthält. Sie ist achtzehn Klafter hoch, und einhundert sechzig Klafter lang. Ihre Verzierung besteht aus trefflich gearbeiteten Vasen und Trophäen.

Außer einer Treppe führt ein künstliches Zugwerk auf den Giebel, mit herrlichen Statuen geziert, von welchem man eine ungemein schöne Aussicht genießt. Ueber den prächtigen Garten und das sich majestätisch ausdehnende Schloß sieht man, von hundert Ortschaften wie von Punkten umgeben, die herrliche Hauptstadt Wien, mit seinen unzähligen Thürmen und Thürmchen hervorrage. Wendet man sich um, so umfaßt das Auge die weite Ebene bis über Berchtoldsdorf, mit Dörfern und Gebäuden besäet, und das majestätische Amphitheater von Gebirgen, welches von dem Leopoldsberge über die Gebirge bey Mödling bis gegen Baden in einer krummen Linie sich ausbreitet, und den Schneeberg hervorblicken läßt. Eine herrlichere Augenweide kann man nicht leicht wo finden.

Kaiser Joseph II. ist der Schöpfer dieses Prachtgebäudes. Er wollte den großen Entwurf Josephs I. wenigstens zum Theil ausführen, und ließ von Hohenberg die Gloriette entwerfen und vollenden. Henrici hat die Bildhauerarbeit, die collossalischen Rüstungen und die Löwen aber hat Hagenauer verfertigt. An dem Gebäude befindet sich die Inschrift:

Josepho II. Augusto et Maria Theresia Augusta
regnantibus erect. MDCCLXXV.

(Unter der Regierung des Kaiser Josephs und der Kaiserinn Maria Theresia ist dieses Gebäude im Jahre 1775 aufgeführt worden).

Der Grund, worauf es stehet, ist ein großes Gewölbe; daher soll der Antrag gewesen seyn, diese Anhöhe zu durchbrechen, und das vor der Gloriette liegende Bassin mit einem Teiche hinter demselben durch einen Canal zu verbinden. Man hätte dann unter der Gloriette mit kleinen Schiffen durchfahren können. Der Entwurf kam aber nicht zu Stande.

Keine böse That wird so versteckt verübt,
daß sie nicht ans Tageslicht kommen sollte.

In dem Dorfe N. in Böhmen hatte ein junges Mädchen einer bejahrten Schmiedmeister mehr aus Eigennutz, um versorgt zu seyn, als aus Zuneigung geheirathet. Schon in den ersten Jahren der Ehe entspann sich zwischen ihr und einem Schmiedgesellen ein heimliches Einverständniß, und beyde kamen auf den unglücklichen Gedanken, den Alten zu morden.

So fällt man durch die Verletzung einer Pflicht immer in tiefere Vergehen, zuletzt in die gräßlichsten Verbrechen. Man sey gleich Anfangs auf der Huth.

Als der Schmiedmeister eines Abends vom Weine betäubt, den ihm seine häuchlerische Gattinn reichlich zuge-
trunken hatte, im tiefen Schlafe lag, schlich sich der Geselle ins Zimmer, und schlug ihm mit Hülfe des Weibes einen Hufnagel durch den Scheitel in den Kopf, woran der Alte in der nämlichen Stunde starb. Das wenige Blut, das

er dabey verlor, wurde sorgfältig abgewaschen, der Nagel mit den Haaren dicht verdeckt, und vorgegeben, der Mann sey vom Schläge berührt, schnell gestorben. Die Gattinn erklinfelte tiefen Schmerz, und großes Leidwesen über den Tod des Gatten, niemand ahnete etwas Urges, und der Todte wurde unter einem zahlreichen Leichenzuge bald zur Erde bestattet.

Einige Zeit darauf heirathete die Wittwe den Schmiedgesellen, und sie lebten über zwanzig Jahre in dieser Ehe. Vergnügt und zufrieden konnten sie wohl nicht seyn; denn die Freuden des Ehestandes durften sie nicht froh genießen; das Gewissen mußte sie immer daran erinnert haben, daß sie nur durch einen Mord ihre Verbindung möglich gemacht hatten.

Unerwartete Entdeckung.

Als der Körper des Gemordeten schon lange verwesen war, machte der Todtengräber an dem Platze, wo er lag, ein neues Grab, zog dessen Gebeine hervor, um sie an den Ort zu bringen, wo die übrigen Gebeine der Verstorbenen aufbewahrt wurden. Bey dieser Gelegenheit entdeckte er einen Nagel im Kopfe, und gerieth auf den Gedanken, daß der vormahls hier Begrabene wohl durch denselben dürfte mörderisch getödtet worden seyn. Er theilte seine Meinung dem Herrn Pfarrer, und dieser dem Ortsgerichte mit.

Der Kopf wurde genau untersucht, und niemand konnte sich des Gedankens erwehren, daß der, dem dieser Kopf gehöre, durch den Nagel aus dem Leben geschafft worden wäre. Man suchte also ausfindig zu machen, wer an dieser Stelle begraben worden sey. Man zog das Pfarr-

buch zu Rathe, wo die Begrabenen der Ordnung nach eingetragen sind, die Grabsteine, die ehemahls den wohlhabenderen Verstorbenen gesetzt wurden, halfen auf die Spur, jeder besann sich, so gut er konnte, und man kam mit Gewißheit überein, daß der Kopf mit dem Nagel dem vor so vielen Jahren verstorbenen Schmiedmeister gehöre.

Nun erinnerte man sich an das Einverständniß, welches zwischen seiner jungen Frau und dem Gesellen noch bey Lebzeiten des Mannes Statt gehabt hatte; man zog die beschleunigte Beerdigung des Verstorbenen und die baldige Eheligung dieser beyden Personen nach seinem Tode in Erwägung, und schöpfte Verdacht, ob sie nicht Ursache an dem Tode des Schmiedmeisters gewesen wären.

Sie wurden vorgefordert, und über verschiedene Umstände, die auf diese Sache Bezug haben konnten, befragt. Eine so unvermuthete Anfrage brachte die beyden Eheleute ganz aus der Fassung; sie widersprachen sich in ihren Antworten. Sie wurden nun ernstlich verhört, und gestanden endlich, daß sie die Mörder des Mannes gewesen sind. Sie wurden der Gerechtigkeit überliefert, und büßten den verübten Meuchelmord mit dem Tode.

D i e

Henne mit den Küchlein und der Habicht.

(Eine Fabel.)

Einst führte eine Henne
Ihre Küchlein aus der Lenne
Auf das Feld, und sorgenleer
Lief das Häuslein um sie her,
Und scharrte in den gelben Sand
Voll Freuden, wenn's ein Körnlein fand.

Ursplötzlich rief die Henne:
„O ihr Kindlein kommt zur Lenne!
Hurtig, eilet! denn ich seh
Dort den Habicht in der Hööh!“ —
Das Häuslein lief zum Scheunenthor,
Und schaute in die Luft empor.

„O!“ rief darauf das eine
Zu den andern: „Ist's das kleine
Pünctchen, das dort oben schwebt!
Und die Mutter drum erhebt
Solch Geschrey! was fällt ihr ein?
Ein Käfer scheint es nur zu seyn.“

Auf rauschendem Gefieder
Schwang der Habicht sich hernieder
Auf die kleine bange Schar.
Nun erst sah'n sie die Gefahr.

Die Mutter glückste hier und dort.
Umsonst, er riß zwey Küchlein fort.

Ihr lieben Kinder fliehet,
Wenn die Mutter warnt; sie fliehet
Heller die Gefahr von fern,
Und ihr sehet sie nicht gern —
Wenn ihr des Lasters Abgrund seht,
Ihm nah seyhd, ach! dann ist's zu spät!

Sonderbare Gebräuche

d e r

Bewohner des Riesengebirges in Böhmen.

Die Bewohner des Riesengebirges feyern alle großen Feyertage mit strenger Genauigkeit. Aber an dem ersten Festtage zu Weihnachten, Ostern und Pfingsten wird nach uralter Sitte kein Fleisch gegessen. Der zweyete Feyertag aber und der dritte, den sie gewöhnlich halten, wird mit Fleischspeisen und Braten, so weit es ihr geringes Vermögen zuläßt, verherrlicht. Auch gehen am ersten Festtage die Jungfrauen ganz einfach und alltäglich gekleidet in die Kirche. Am zweyten Feyertage aber erscheinen sie im vollen Staate, sammeln sich in abgetheilte Haufen nach Verschiedenheit der Gegend, aus welcher sie kommen, und nehmen auch während des Gottesdienstes auf diese Art ihre Sitze ein.

An den Weihnachts = Feyertagen

lassen sich besonders die Bewohner des inneren Riesengebirgs sehr gut geschehen; das ist ihre eigentliche Erholungszeit. Wenn der Gebirgsbewohner auch in seiner Bande verschneyet, und von der ganzen übrigen Welt getrennt ist, so hindert ihn das nicht, sich mit seiner Familie recht gütlich zu thun. Durch die ganze Advent-Zeit wird gespart, und so fleißig gesponnen, daß man halbe Nächte aufopfert, und selbst an den Feyertagen und Freyabenden nicht ruht, um so viel zu erübrigen, daß man an den Weihnachts-Feyertagen vollauf essen und trinken kann. Eben an diesen Tagen macht sich auch der Gebirgsbewohner von allen häuslichen Geschäften los; er ist sorgensrey und fröhlich, und lebt mit seiner Familie bey gut besetztem Tische und bey dem Krüge Bier sehr vergnügt. In den Dörfern und Städten des Gebirgs werden Schlittensfahrten, Schmausereyen und Bälle gegeben.

In den letzten Faschinstagen

wird in manchen Ortschaften ein Mann, mit Erbsenstroh wie ein Bär verummmt, mit Musik und einer Kanne Bier von allerley lächerlich maskirten Personen begleitet, unter Jauchzen und Geschrey der ihm folgenden Menge Volks herum geführt, zum Andenken, wie die Sage lautet, daß vor Zeiten Bären in dieser Gegend gehauset haben. Die verlarvten Bursche gehen dann von Hause zu Hause, um Geldgeschenke abzuholen; das Mädchen, welches dann am freygebigsten die Gabe austheilt, wird Abends feyerlich von der Gesellschaft unter Musik zum Tanze abgehohlt.

Am so genannten schwarzen Sonntage,

das ist am zweyten Sonntage vor Ostern, gehen junge Mädchen, wenn es die Witterung erlaubt, mit einem Fichtenbäumchen herum, an dessen Zweigen Eyserschalen mit Bändern befestiget sind, welches sie das Sommergehen heißen. Auf gleiche Art gehen auch hier, wie in vielen andern Gegenden Böhmens, die Knaben mit einem solchen Bäumchen und mit Peitschen, aus Weiden geflochten, in der Hand durch die Dörfer, necken und schlagen zum Scherze die ihnen begegnenden Mädchen, und fordern unter allerley Benennungen ein Geldgeschenk von ihnen.

U n d e r e G e b r ä u c h e.

Ein alter Gebrauch ist es unter diesem Volke, am Johannis = Tage ein so genanntes Quarkkuchel zu backen, und sich wechselseitig damit ein Geschenk zu machen.

Noch vielerley andere seltsame Gebräuche herrschen hier. Wenn z. B. ein Kauf = Contract geschlossen wird, welches gewöhnlich bey dem Richter geschieht, der zugleich Wirth ist, so hat jeder eintretende Gast, er sey Bekannter oder Fremder, das Recht auf Kosten der Personen, die den Contract schließen, so viel Bier zu trinken, als es ihm beliebt; dieses Recht geht aber in dem Augenblicke verloren, als der unterzeichnete Contract verlesen worden ist.

A b e r g l a u b e.

Dieses sonst gute Volk ist aber noch abergläubig; nur gut eingerichtete Schulen, in welchen die Kinder über Ursache und Wirkung gehörig belehrt werden, können ver-

jährte Vorurtheile entfernen. Man braucht hier allerley Mittel gegen Hererey und feindliche Nachstellungen; (mit was für unnützen Sorgen plagen sich diese Leute nicht!) man glaubt sogar Mittel zu haben, das Zukünftige zu errathen. Diejenigen, welche auf derley närrische Dinge halten, hängen in ihren Häusern so viele Hauswurzeln auf, als das Haus Bewohner zählt, von denen sich jeder eine auserwählt. Jene Hauswurzel, welche am ersten vertrocknet, zeigt nach ihrer albernen Meinung an, daß der, welchem sie gehört, auch vor den übrigen sterben werde. Da dieses aber sehr selten eintritt, so scheint sich dieser Aberglaube nach und nach durch sich selbst zu verlieren.

Der erste Brotausschnitt (das Hänstel), welches man dem Bräutigam und der Braut beym Hochzeitmahle in zwey gleiche Stücke getheilt, vorlegt, wird von dem Bräutigame nebst dem Hochzeitkranze sorgfältig aufbewahrt. Dieses Brot soll niemahls schimmeln; geschieht es aber doch, so prophezehet man daraus den früheren Tod derselben Ehehälfte, dessen Theil der Schimmel angegriffen hat.

Die Morgenröthe am neuen Jahre bedeutet Krieg; kommt der Kuckuk zu nahe an die Häuser, so bringt er Eheung; den Wassermann wollen die Alten oft gesehen, und mit ihm gerungen haben; der Rübzahl spuckt auch hier und da noch in einigen entlegenen Winkeln, und was noch dergleichen albernes Zeug mehr ist.

Meine jungen Leser werden wohl mitleidig über alle diese Afsanzereyen lächeln und die guten Gebirgsbewohner bedauern, daß sie sich mit so leerem Zeuge Sorge machen. Zu ihrem Troste sey es gesagt, daß auch hier schon der Aberglaube anfängt, Ansehen und Zutrauen zu verlieren, und Dank sey es der allweisen Fürsorge unsers gnädigsten Monarchen, durch die verbesserte Schuleinrichtung wird die Jugend so gut belehrt werden, daß nach und nach aller

Glaube an Hexen, Zaubereyen und Vorbedeutungen ganz
verschwinden wird.

Die Dohle und die Nüsse.

(Eine Fabel.)

Eine karge Dohle sahl
Emsig eine Menge Nüsse,
Pflückte Strauch und Bäume kahl,
Und verbarg die Beut' im Thal.

Und nun flog sie Tag und Nacht
Um den eingescharrten Haufen;
Aber Mißgunst und Verdacht
Quälten sie bey Tag und Nacht.

Und was sie mit Müh' erwarb,
Wagte sie nicht zu genießen,
Und in Sorg' und Angst verdarb
Ihres Lebens Keim — sie starb.

Und die Nüsse fingen an,
Setzt zum Baum empor zu wachsen,
Dieser both dem Wandersmann
Kühlung, Frucht und Obdach an.

Harpar sammelt dürstiglich
Ohne selber zu genießen —
Laß dich dieses nicht verdrießen!
Sieh, er sammelt nicht für sich.

Kurze Sätze zum Nachdenken.

Der Mensch sieht auf das Werk — Gott zuerst auf den Willen; jener, wie viel einer gethan, Gott, warum er es gethan.

Suche das zu seyn, was du scheinen willst: Tugendhaft zu seyn, kostet oft nicht mehr Mühe, als tugendhaft zu scheinen, und man weiß am Ende, für wem man gearbeitet hat.

Die Hände beym Gebeth zu Gott erheben, hat eine gute Bedeutung, nämlich, wir sollen nicht nur bethen, sondern auch arbeiten, und selbst nach dem trachten, um was wir Gott bitten.

Lerne von der Muschel des Meeres deinen Feind lieben, und fülle mit Perlen die Hand, welche sich ausstreckt, dir zu schaden.

Sieh den Baum an, der mit Stangen und Steinwürfen mißhandelt wird. Er läßt auf die Steinschleuderer die köstlichsten Früchte, die schönsten Blüten fallen.

Gesundheit ist die gewöhnliche Wirkung der Mäßigung, der Mäßigkeit, der Gemüthsruhe, des Trohsinns und der Heiterkeit.

Der heldenmüthige Menschenfreund.

In dem Landstädtchen P. war der würdige Pfarrer, unaufhörlich mit den Pflichten seines Amtes beschäftigt, seiner Gemeinde nicht nur ein leuchtender Seelenhirt, sondern auch ein einsichtsvoller und sorgsamer Vater. Er unterrichtete, tröstete und half, und ob er auch sein Almosen mit guter Wahl nur an die Dürftigsten und Würdigsten austheilte, so war doch sein mäßiges Einkommen nicht hinreichend, die Bedürfnisse der vielen Armen seines Kirchspiegels zu befriedigen. Da suchte er mit Einsicht Eingang zu den Herzen der Reichen, und seinem christlichen Eifer gelang es immer, Gaben für Nothleidende zu erhalten, so daß keines seiner hilfsbedürftigen Pfarrkinder ohne Unterstützung blieb; alle Kranken wurden gepflegt, alle Gebrechlichen ernährt und gekleidet, und alle Waisen versorgt.

Der Tugendhafte wird hart geprüft.

Keine Tugend aber bleibt ohne Prüfung, und in Drangsalen zeigt sie sich am glänzendsten wie das Gold im Feuer bewähret wird. So ging es auch unserm edelmüthigen Pfarrer, in dessen Gemeinde eine ansteckende Krankheit ausbrach, welche sehr viele seiner Pfarrkinder hinweg raffte. Keine Familie war ohne Kranke; fast in

jedem Hause lag ein Todter oder Sterbender. Der Pfarrer zeigte sich allenthalben, wo Hülfe nöthig war; überall erschien er mit Speisen, Arzeneyen und Pflege. Wie ein liebevoller Vater sprach er ihnen Trost zu, stößte ihnen Vertrauen auf Gott und Ergebung in den göttlichen Willen ein. Seine trostreichen Worte stärkten die Schwachen, seine menschenfreundliche Pflege minderte die Gefahr, und viele hatten ihm nächst Gott die Erhaltung ihres Lebens zu danken.

Sein gutes Herz that mehr, als seine Einkünfte vermochten. Eine solche Menge armer Kranker konnte er nicht von der geringen Einnahme aus dem Pfarrgenusse mit Arzeneyen, Wärterinnen, Speisen und andern Bedürfnissen versorgen. Seine Barschaft war schon ausgegeben; er verkaufte seine besten Sachen; er sprach die Wohlthätigkeit seiner wohlhabenderen Mitbürger an; sie lieferten ihm ansehnliche Beyträge; allein Noth und Elend unter den Kranken wollten nicht abnehmen, vielmehr breitete sich die Seuche mit jeder Woche weiter aus.

Der gute Pfarrer wußte sich nicht mehr zu helfen; er hatte alles verkauft, was er besaß, auch die Mildthätigkeit der Bürger schien abzunehmen; weil sie viel schon gegeben hatten, so flossen die Gaben nur mehr sparsam zu.

In dieser traurigen Lage erfuhr er, daß ein reicher Kapitalist aus der Stadt in der vergangenen Nacht beym Spiele sehr viel gewonnen habe. Er kannte ihn nur vom Gesichte; allein er besann sich nicht lange, und eilte noch den nähmlichen Morgen in dessen Wohnung. Er ließ sich melden; man versagte ihm den Zutritt, unter dem Vorwande, daß der Herr schlafe; er bath, flehete, und endlich nach einem langen Widerstande wurde er eingelassen.

Ein hartnäckiges Zweygespräch.

Der Spieler, der von der ängstlichen Nachtwache beym Spieltische ermüdet war, stand eben im Begriffe, sich zu Bette zu legen, und empfing ihn mit verdrüßlicher Miene.

Auf eine rührende Art schilderte ihm der Pfarrer das nahmenlose Elend, in dem sich so viele Unglückliche befanden, und bath ihn mit Thränen im Auge um Beystand. Der schläfrige Reiche zog vier Groschen aus der Tasche, reichte sie dem Geistlichen, und schalt, daß er zu einer so ungelegenen Stunde ihn belästige, wo er Ruhe sehr nöthig habe.

Durch einen so üblen Empfang ließ sich der Pfarrer nicht aus der Fassung bringen; er bath um die Erlaubniß, weiter zu reden; er sprach, ohne sie abzuwarten, noch weit nachdrücklicher und beweglicher, als zuvor, und flehete um eine reichere Gabe für die Unglücklichen, denen vier Groschen nichts nützen.

Eine so eindringende Bitte erwiederte der übermüthige Reiche nur durch Spöttereyen, Scheltworte und erniedrigende Beschimpfungen. Doch den edlen Mann schreckte biß nicht; mit nachdrücklichen Worten erinnerte er den Spieler an Menschenliebe und Nächstenhülfe; er bath, er flehete, er beschwor den Hartherzigen, seine Pflicht als Mensch an seinen Mitmenschen zu erfüllen. Aber dieser ließ sich auch dadurch nicht bewegen, er gerieth in heftigen Zorn, und vergaß sich so weit, daß er dem edlen Priester eine Ohrfeige versetzte.

B e s c h l u ß.

Ruhig sagte jetzt der Pfarrer: „Das war für mich, was geben Sie nun meinen Armen?“ Die einfachen mit edlem Selbstgeföhle ausgesprochenen Worte brachten den Reichen zur Besinnung, er ward geröhrt, er fiel dem Geistlichen um den Hals, benezte ihn mit Thränen. Wie aus einem tiefen Schlummer erwacht, flog er zu seiner Kasse, und gab ihm nicht bloß den ganzen Gewinn der vergangenen Nacht, sondern sicherte ihm auch noch den Betrag eines ganzen Jahrs seiner Einkünfte für die Armen und Nothleidenden zu.

Der Pfarrer eilte nun mit geröhrtem Herzen davon, theilte allenthalben Hilfe aus, wo sie nöthig war. Die Seuche hörte nach und nach auf, und viele Menschen wurden durch die großmüthigen Bemühungen des Pfarrers erhalten. Der reiche Spieler war von Achtung gegen den menschenfreundlichen Priester erfüllt; er suchte seine Freundschaft und seinen Umgang, er änderte seine Lebensart, und wurde einer der achtbarsten Männer, der sich hinfür stets durch Gutesethun und eine edelherzige Denkungsart auszeichnete.

Macht des Gewissens.

Der Präsident James W* zu Louisville in Nord = Amerika sollte das Todesurtheil über einen Tagelöhner sprechen, der seinen Herrn ermordet und bestohlen hatte. Er erhob sich von seinem Stuhle, um es zu thun; allein plötzlich erblaßte er, seine Zunge stotterte, er stürzte zusammen, und mußte halb todt weggetragen werden. Alles war voll Erstaunen, und Niemand konnte sich dieses Ereigniß erklären.

Als der Präsident wieder zu sich gekommen war, klagte er sich selbst vor dem versammelten Rathe als Mörder und Räuber an. Zuerst hielt man ihn für wahnsinnig; allein er blieb auf seiner Erklärung, und wurde ins Gefängniß gebracht.

Da erzählte er seine Geschichte. Er hatte vor vielen Jahren auf einer Reise Herrn Batos, dem er diente, der ihn aber mehr als Freund, denn als Diener behandelte, ermordet, und ihm 20,000 Thaler abgenommen. Von da war er, um unentdeckt zu bleiben, nach Louisville geflohen, hatte einen andern Namen angenommen, und einen kleinen Handel zu treiben angefangen, der sich mit jedem Jahre weiter ausdehnte. Dort hatte er geheirathet, und durch ein untadelhaftes Betragen seine Schandthat zu verbergen gesucht. Wegen seines Wohlverhaltens wurde er selbst zum Richter gewählt, und alle hielten ihn dem Anscheine nach für glücklich.

Aber bey dem Morde hatte ihm der Sterbende zugerufen: „Un glücklicher, du wirst der göttlichen Gerechtigkeit nicht entgehen, so verborgen und ungesehen du mich mordest!“

Diese schrecklichen Worte quälten den Mörder bey Tag und Nacht. Wenn er sich noch so gut zerstreuen wollte, und einiges Vergnügen zu genießen anfing, so stellte ihm seine Phantastie den Gemordeten mit Wunden und Blut bedeckt vor, wie er diese fürchterlichen Worte aussprach. Im Traume erschien ihm der Geist des Getödteten, donnerte ihm die schreckliche Strafbothschaft in die Ohren, und schreckte ihn aus dem tiefsten Schläfe auf. Nirgends gab es für ihn Rast und Ruhe.

In dem Augenblicke, wo er das Todesurtheil aussprechen sollte, stand ihm sein gemordeter Herr und Freund vor den Augen, wie er den Mund zu den schrecklichen Worten öffnete. Er war seiner nicht mehr mächtig, das schreckliche Geheimniß brach los, das sein Herz schon so viele Jahre drückte, und dieser lang verborgene Mord kam ans Licht. — —

So mächtig ist die Gewalt des Gewissens! Trachtet Freunde, es rein zu erhalten.

Die Raupe und der Schmetterling.

(Eine Fabel.)

Dicht an der Erd' auf dunklem Strauche saß
Eine rauch behaarte Raupe, und fraß
Das gelbe Laub. Da schwebte auf leichtem Gefieder
Vom bläulichen Himmel ein Schmetterling nieder,
Ihn trugen die spielenden Wellen der Lüfte
Zur Blume: da trank er die würzigen Düste.
Die Raupe erhob erstaunt vom dunklen Strauch
Ihr thierisch Haupt und seufzt: „Auf niederm Bauch
Muß ich mich kriechend im Staube plagen,
Indeß den Vogel dort durch die heitere Luft
Vier goldgeschmückte Schwingen tragen.
Ihn nährt der Blumen Saft und Duft,
Und ich muß herbes Laub zernagen.“ —

Der Sommervogel sang: „Getrost mein verkleideter
Bruder, nicht immer
Wirfst du dich plagen im rauhen Gewand;
Bald wird auch dich die freundliche Hand
Der Mutter bekleiden mit Schimmer!

Bald wird ein doppeltes Flügelpaar
Auch dich zum fröhlichen Leben erheben,
Den Staub abschüttelnd, vergnügt wie ein Nar,
Wirfst du in den Lüften und Düften dann schweben.“
Drum glaube und harre der besseren Zeit,
Und trage geduldig dein staubiges Kleid.

Man gehe vorsichtig mit dem Lichte um.

Ein Mädchen in Wien sollte spät am Abende des 19. Septembers 1812, als es schon finster war, aus dem Garten etwas holen. Die kleine Schwester Johanna K*, ein Mädchen von fünf Jahren, both sich an, mitzugehen.

Die Laterne wurde angezündet, die geschäftige Kleine ergriff sie, und ging mit derselben voraus, um zu zeigen, daß sie sich auch bey der Nacht nicht fürchte. Es wehete ein Wind, und ein Seitenglas der Laterne war zerbrochen. Da deckte sie ihr kammertüchernes Kleid über jene Seite, wo das Glas fehlte, damit der Wind das Licht, welches stark hin und her flackerte, nicht auslösche.

Aber unglücklicher Weise ergriff das Licht, ohne daß sich das Mädchen versah, das Kleid, welches sogleich in Flammen aufloderte. Das Mädchen erhob ein gräßliches Angstgeschrey; die ältere Schwester eilte herbey, um das Feuer zu dämpfen; es gelang ihr erst, als einige Hausleute zu Hülfe gekommen waren. Das arme Kind war aber schon so sehr verbrannt, daß es nach acht Stunden unter namenlosen Schmerzen den Geist aufgeben mußte.

Diese Unglücks Geschichte wird jedes Kind warnen, äußerst vorsichtig mit Feuer und Licht umzugehen. Wie vieles Unglück ist schon durch die Sorglosigkeit der Erwachsenen bey Feuer und Licht entstanden, wie viel mehr müssen Kinder auf ihrer Huth seyn!

Erauet dem Eise nicht.

Man kann die muntern und muthwilligen Jungen nicht genug warnen, nicht voreilig auf das Eis zu gehen. Das Schleifen (Glaubern) und Schrittschuh-Laufen hat so viel Ansehmes für sie, daß sie schwer davon abzuhalten sind. Allerdings geben diese beyden Winter-Unterhaltungen dem Körper Gewandtheit und gesunde Bewegung, sie lehren das Gleichgewicht halten, sie bewahren vor dem Fallen auf glitschigen Wegen und schlüpfrigen Stellen, und können in mancherley Umständen nützlich seyn. Aber nie sollen diese Uebungen ohne Aufsicht vorgenommen werden; nie sollen Knaben auf das Eis gehen, wenn es erst kurze Zeit gefroren hat. Wie viele haben blutige Köpfe, gebrochene Arme und Beine oder die Lungensucht von der Schleifbahne weggetragen; wie viele haben unter dem Eise den Tod gefunden! Hier folgen zur Warnung einige Beyspiele:

1.

Zwey Knaben brechen durch das Eis.

Am Nachmittage des 27. Jänner 1809 wagte sich Johann Wipp, der eilffährige Sohn einer Wäscherswitwe in Wien auf das Eis des Alserbaches, der erst eilliche Tage zugefroren war. Das Eis brach, und der Unglückliche sank unter. Mehrere Personen bemüheten sich, ihn zu retten. Erst nach einigen Tagen wurde sein Leichnam gefunden.

Der Schusterlehrlinge Martin M. wollte sich an einem Sonntage Nachmittags, es war den 27. December 1812, eine Lust damit machen, an der Wehr des Flußchens Wien bey der Vorstadt Gumpendorf auf dem

Eise zu schleifen. Kaum war er in die Mitte gekommen, so brach das Eis unter seinen Füßen entzwey, und er sank unter. Man hackte allenthalben das Eis auf; aber er lag vermuthlich schon am Boden; denn erst am folgenden Tage kam er todt auf die Oberfläche des Wassers.

2.

Ein Knabe findet beyhm Schrittschuh-Laufen den Tod.

Franz K., ein hoffnungsvoller Knabe von zwölf Jahren, hatte eine ziemliche Fertigkeit im Schrittschuh-Laufen. Er lief mit manchem Geübteren in die Wette. Eines Tages hatte er sich bey dieser Unterhaltung ziemlich warm gemacht; er wollte es Andern zuvorthun, nahm einen starken Anlauf, und glitschte in die Oeffnung, wo die Fleischhauer das Eis ausgehauen hatten. Er wurde zwar aus dem Wasser bald herausgezogen, aber er war ganz durchnäßt. Durch diese schnelle Abkühlung hatte er sich einen schmerzhaften Husten und die Lungensucht zugezogen. Nach einem halben Jahre starb dieser Knabe, der zu so schönen Erwartungen Hoffnung gegeben hatte, eines schmerzlichen Todes.

3.

Fünf Muthwillige gehen aller Warnung ungeachtet auf das schwache Eis.

Fünf junge Leute, in einem Alter von 13 bis 16 Jahren, in dem Dorfe Dubschowitz im Berauner Kreise in Böhmen, hatten sich am 17. December 1808

vereinigt, über den mitten im Dorfe liegenden Teich, welcher mit einer kaum Zoll dicken Eistrinde bedeckt war, zu gehen. Verständigere Leute, welche eben vorübergingen, warnten sie, und da sie nicht ablassen wollten, verhinderten sie die Unbesonnenen mit Gewalt, von ihrem muthwilligen Vorhaben abzustehen.

Indessen versammelten sich diese Jungen wieder Abends um sechs Uhr, um dieses Wagstück — aller Warnung zum Troste — auszuführen. Allein kaum waren sie in der Mitte des Teiches, als das Eis unter ihren Füßen brach. Rettung war nicht mehr möglich. Alle ertranken.

Die böhmische Landesstelle ließ diesen Vorfall zur Warnung für alle unbesonnenen jungen Leute öffentlich bekannt machen.

4.

Drey Knaben fallen durch das Eis ins Wasser.

Im April 1810 trieben drey Knaben zu Astrachan in Rußland ihr Spiel auf dem Eise. Es war Thauwetter eingetreten. Das Eis brach ein, und alle drey fielen ins Wasser. Sie wären ohne Rettung verloren gewesen, wenn es nicht ein Tatar, der sich in der Nähe befand, gesehen, augenblicklich ihnen zu Hülfe geeilet wäre, mit Haken das Eis weggeräumt, und sie heraus gezogen hätte. Aber nur zwey waren noch am Leben. Der dritte war todt. Die edle Gesinnung des Tatars verdient hier angemerkt zu werden. Die Obrigkeit both ihm für die Rettung der Knaben zweyhundert Rubel an, (die nach unserm Gelde, den Rubel zu 1 fl. 40 kr. gerechnet, 333 fl. 20 kr. ausmachen.) Er schlug diese Belohnung großmüthig aus, und sagte: er habe nur gethan, was Menschenpflicht fordert. — Schöne Worte in dem Munde eines ungebildeten Mannes!

D e r

Hund und die Kaze.

(Eine Fabel.)

Zum alten Hofhund sprach des Hauses Kaze:
„Komm, laß uns Freunde seyn! Du gehest täglich
Zu andern deines Volkes. Verschmäh nicht ferner
Die Hausgenossinn, laß uns traulich leben!
Gern will ich dir die Zeit durch Spiel verkürzen.“

So sprach die Kaze schmeichelnd; doch der Alte
Bewegte stumm sein ernstes Haupt, und streckte
Sich gähmend auf die Flur des Hauses nieder.

Doch kurrend schlich mit aufgehobenem Schweife
Und rundem Rücken auf den leisen Tzen
Die weiße Kaze rings um den Hund und sagte:
„So sprich doch auch zu mir ein freundlich Wörtchen!
Oft sah ich dich mit jungen Hündlein spielen.
Willst du die Hausgenossinn denn verschmähen?
Bin ich nicht weich, wie Sammet, und so reinlich
Gleichwie ein Lamm, gewaschen in der Schwemme,
Gewandt und klug dabey? Nicht bloß die Mäuse,
Auch Tauben und Kaninchen kann ich jagen;
Ich will, mein Freund! dich pflegen und erwärmen,
Und jeden Raub getreulich mit dir theilen.“

Da hob der Hund sein ernstes Haupt und sagte:
„Laß mich in Ruh' ich mag nicht deine Freundschaft,
Obwohl du dich so mancher Tugend rühmst!
Zwey Dinge sind mir ewig unausstehlich,
Heimtückisch birgt dein Fuß die schwachen Taten,
Bis auf den Schlag, den du dem Feind versehest,
Und wenn du schmeichelhaft den Schweif erhebest,
Dann sinnt dein gierig Herz nur Blut und Lücke.
Entweihe nicht das Wort der Treu' und Freundschaft!
Wo Wahrheit fehlt, da kann sie nimmer wohnen.“
So sprach der Hund und neigte sich zur Ruhe.

D e r
redliche Schneider.

Am 7. October 1811 Abends hatte ein Hausknecht in Augsburg das Unglück, einen Sack mit 400 Gulden Conventions-Geld zu verlieren. Er war nicht im Stande, diesen Schaden seinem Herrn, der ihm diese Summe anvertrauet hatte, zu ersetzen. Nur ein redlicher Finder konnte ihn retten. Und dieser war der Schneidermeister Leonhard Stadler. Kaum hatte dieser wackere Mann das Geld gefunden, so gab er sich alle Mühe, denjenigen, welcher es verloren hatte, ausfindig zu machen, und am Morgen des andern Tages hatte er ihn schon entdeckt, und ihm mit Freuden seinen Fund zurück gestellt. Wie muß den braven Mann der Gedanke lohnen, einem Menschen aus einer großen Verlegenheit geholfen zu haben!

Das Gegenstück.

Eben so ehrlich hat ein Schüler der vierten Classe an der Normal-Hauptschule bey St. Anna in Wien gehandelt. Als er zu Ende des Monats May 1826 Nachmittags in die Schule ging, fand er in der Nähe der Augustiner-Kirche eine goldene Dose. Voll Freuden zeigte er jedem Schüler, der ihm begegnete, seinen Fund, und eilte mit demselben in die Schule, wo er sogleich die Anzeige machte, daß die Dose dem Eigenthümer zugestellt werden könnte; und die Nachricht von der gefundenen Dose gelangte durch die Vorsteher der Lehranstalt früher an die Polizey-Direction, als sich der Eigenthümer um sein verlorenes Gut dort gemeldet hatte.

Maschet nicht.

In der Weinlese im Herbst 1811 gelüftete einem dreyjährigen Judenknaben in der Gegend am Neckar nach dem Moste, welcher sich in einer aufrecht stehenden Bütte befand. Er trug, ohne daß ihn jemand bemerken konnte, ein Stühlchen zu der Bütte, und da sie nicht bis oben voll war, neigte er sich tief hinein, um zu dem Moste zu gelangen.

Aber der Vorderleib bekam das Uebergewicht, der Knabe stürzte hinein, und ertrank. Die Aeltern, welche in

einer Entfernung beschäftigt waren, entdeckten den Unfall zu spät. Sie riefen schleunig den Arzt; aber alle angewandten Mittel zu Wiederbelebung des Knaben waren fruchtlos.

Was das Gebeth vermag.

Ein bekannter alter General, der Graf von *** zog mit einem Häuflein von 1000 Mann gegen einen beynabe zehnmal so starken Feind.

Im Angesichte des gegenüber stehenden feindlichen Heeres ordnete er sein Häuflein zur Feldschlacht; stieg im Angesichte seiner Truppe vom Pferde, nahm seinen Hut vom Haupte, und rief mit ausgebreiteten Armen voll Herzensinnigkeit mit lauter Stimme zum Herrn der Heerscharen: „Herr! Gott! wenn Du willst, hilf mir! — Willst Du mir nicht helfen, so hilf nur auch dem Feinde nicht, und Du sollst Deine Wunder sehen.“

Mit dem letzten Laute seiner Gottesergebenheit und des Selbstzutrauens bedeckte er sein Haupt, schwang sich auf das Pferd, und stürmte tausend in die dichtesten Reihen der Feinde. Alles ihm nach. In wenigen Stunden war Geschütz, Gepäck und das ganze feindliche Lager erobert, und die Feinde in die Flucht gejagt.

So wirkt das herzliche und inbrünstige Gebeth des vertrauensvollen Christen auch auf andere, es stärkt sie im Glauben, im Vertrauen, und in der Andacht.

E i n

Beyspiel des Geizes.

Der Geizige scharrt nur zusammen, um zu besitzen, nicht aber um zu genießen. Er hungert und darbt bey vollem Kasten. Kein Weg ist ihm zu niederträchtig, kein Mittel zu schlecht, seine Schätze zu vermehren, und eine folternde Angst quälet ihn, daß er nicht etwas von dem Seinigen verliere. Ein bedauernswürdiger Zustand! Sonderbare Beyspiele von Geizigen hat man aufzuweisen. Hier ist eines von einer Frau.

W. Fox war die Witwe eines Schiffs-Capitäns in England, und starb erst vor einigen Jahren. Nach dem Tode ihres Gatten genoß sie einen anständigen Versorgungsgelhalt, und hatte auch eigenes Vermögen, das nicht unbedeutend war. Aber je mehr sie hatte, desto mehr wollte sie besitzen, und nichts davon genießen. Sie lebte dem Anscheine nach in der größten Dürftigkeit; sie aß sich kaum satt, wenn es das Ihrige galt, und kleidete sich so schlecht, daß sie kaum ihre Blößen bedeckte.

Ihr Geiz ging so weit, daß sie seit vierzehn Jahren weder Licht noch Feuer in ihre Wohnung gebracht hatte; ja sie sprach, in elende Lumpen gehüllt, Fremde um Almosen an, und hielt es nicht erniedrigend, Kleinigkeiten bey andern unbemerkt mitzunehmen.

Als sie starb, fand man, daß sie 240000 Thaler in den öffentlichen Fonden hatte, von deren Interessen sie hätte leben, und viele Wohlthaten an Armen üben können; außer diesen traf man bey ihr noch eine große Summe im barem Gelde, Juwelen u. dgl. an. Indessen sah

man sich noch an demselben Abende genöthiget, ihr Bett und ihre Kleider auf den Mist zu werfen, weil alles darin von Ungeziefer wimmelte.

Was denkt ein Fremdling von den Lustbarkeiten der gesittet seyn sollenden Europäer.

Im Jahre 1656 kam ein türkischer Gesandte das erste Mal nach Paris, der gerade zur Faschingszeit dort eintraf. Nachdem er alle Bälle, Maskeraden und die andern lärmenden Lustbarkeiten, die man sich in dieser Jahreszeit oft auf Kosten der Gesundheit und der Sittlichkeit erlaubt, und die Einäscherung an der Aschermittwoche mit angesehen hatte, schrieb er an einen seiner Freunde nach Constantinopel. „In einer gewissen Jahreszeit, welche man Carnival nennt, werden die Christen rasend: Nach einigen Wochen aber streuen ihnen ihre Priester grauen Staub auf den Kopf, wodurch sie ihren Verstand wieder erhalten.“ — Was würde dieser gute Türke gesagt haben, wenn er erst unsere unsinnigen, und die Gesundheit zerstörenden Tänze gesehen hätte, die leider jetzt wieder Mode geworden sind.

E i n e
m e r k w ü r d i g e F a m i l i e .

In Pönlawit, einem Städtchen in Pohlen, lebte im Jahre 1806 ein preussischer Thorschreiber, Namens Hübner, der als Unter-Offizier bey einem Reiter-Regimente verabschiedet worden, und dann diese Bedienstung erhalten hatte. Er war 95 und seine Frau 90 Jahre alt, beyde 70 Jahre mit einander verheirathet. Nicht bloß ihr hohes Alter und ihre ununterbrochene Gesundheit, sondern vorzüglich ihre Familie machte dieses Ehepaar merkwürdig.

Sie hatten im Jahre 1806 noch zehn Söhne am Leben, von welchen der älteste in diesem Jahre 69, der zweyte 68, und so fort jeder bis auf den jüngsten ein Jahr jünger war. In ihrem zwanzigsten Jahre wurden die Söhne sämmtlich zu verschiedenen Reiter-Regimentern gebracht. Alle zehn Brüder waren von einem ausgezeichnet starken Körperbaue, und jeder war fünf Fuß, eilf bis zwölf Zoll groß.

Jeder besaß eine ungeheure Leibesstärke, daß sie oft in Gegenwart ihrer Offiziere und anderer großen Gesellschaften die auffallendsten Proben von ihren Kräften ablegten. Sie zeichneten sich bey jeder Gelegenheit durch einen unbesiegbaren Muth aus, und kannten körperliche Krankheiten nicht. Den Krieg in Pohlen machten sie alle als Unter-Offiziere mit, wurden auch noch von ihren ein und vierzig Söhnen begleitet, welche alle Soldaten bey verschiedenen Regimentern waren. Außer diesen 41 Soldaten leben noch fünfzehn Söhne, welche verschiedene Handwerke treiben. Alle Kinder dieser zehn Riesenmänner waren ihren Vätern mehr oder minder ähnlich.

Der Stammvater dieser seltenen Familie hat noch im Jahre 1811 gelebt, und in seinem hundertsten Lebensjahre noch einen besonderen Gnadengehalt bekommen.

D e r

Augarten in Wien.

Dieser herrliche Park liegt am nördlichen Ende der Leopoldstadt, und ist von der lieblichen Brigitten-Au nur durch ein grünes Gitter getrennt. Mit dem Prater, dem allbekanntesten Erholungsorte der Wiener, steht er durch zwey schöne Alleen in Verbindung.

Seinen ersten Ursprung

verdankt der Augarten dem Kaiser Ferdinand dem Dritten. Kaiser Leopold der Erste ließ beträchtliche Verschönerungen an demselben vornehmen. Damahls hieß er die Favorite, späterhin aber, nachdem die Türken ihn während der Belagerung Wiens im Jahre 1683 verwüestet hatten, und nachdem Kaiser Joseph der Erste das in demselben befindliche Gebäude für die Kaiserinn Mütter hatte errichten lassen, nannte man ihn die alte Favorite, zum Unterschiede von der Favorite auf der Wieden, in welcher jetzt die k. k. Theresianische Ritter-Akademie sich befindet.

Indessen war dieses Gebäude noch unvollendet geblie-

ben, und der Garten nicht sonderlich gepflegt. Nur der Tafelsaal war von dem berühmten Pozzi herrlich gemahlt. Kaiserinn Maria Theresia wollte schon die ganze Anlage verschenken. Da eignete sich Kaiser Joseph der Zweyte den Garten als Eigenthum zu, und schuf jenen prächtigen Park zu seiner und aller Menschen Erholung.

Verschönerung des Augartens.

Der große Kaiser wollte den Entwurf, den man auf seinen Befehl zur Verschönerung des Gartens gemacht hatte, schnell ausgeführt sehen; er wollte das langsame Gedeihen junger Pflänzlinge nicht abwarten. Mit großen Kosten ließ er die schönsten Bäume von vorzüglicher Größe allenthalben in seinen Garten bringen und anpflanzen; der Garten wurde beträchtlich erweitert, die dichten Waldungen mit regelmäßigen Alleen durchschnitten, die alten Anlagen durch neue ersetzt, die Gebäude vergrößert und verschönert, so daß dieser herrliche Park in kurzer Zeit wie neu geschaffen da stand.

In diesem vollendeten Zustande eröffnete ihn der menschenfreundliche Monarch seinem Volke am 30. April 1775. Eine ungeheure Anzahl Menschen aus allen Ständen drängte sich herbey, um den guten Monarchen in seinem menschenfreundlichen Werke zu verehren. Musik ertönte in beyden Sälen; unter den Bäumen ward jeder, der da wollte, mit Erfrischungen bedient, und am Abend brannte auf kaiserlichen Befehl der Kunstfeuerwerker Girandolini auf der nächsten Donau = Wiese ein herrliches Feuerwerk ab.

Mitten unter seinem Volke war Joseph, die fröhliche Miene der Menge erheiterte ihn; in seinem Blicke las man das süßeste Vergnügen, und jeder verehrte dankbar

das erhabene Wohlwollen des Monarchen, der über den Eingang des Parks die von ihm selbst dictirten Worte setzen ließ:

Allen Menschen gewidmeter Er-
lustigungsort von ihrem Schätzer.

Der Augarten war immer für Kaiser Joseph ein Lieblingsort. Er ließ ihn noch in der Folge verschönern und erweitern; er schützte ihn gegen die Ueberschwemmungen der Donau mit dem kostbaren Damme, und unter seiner Regierung erwuchs er allmählig zu jener herrlichen Gestalt, die besonders an heitern Frühlingsmorgen das Herz des dort Wandelnden zu frohen Gedanken erhebt, und zu dankbarer Verehrung des großen Fürsten stimmt.

Durch den Eingang, an welchem die wohlwollende Inschrift jeden, der vorübergeht, sanft und rührend anspricht, gelangt man in den großen Vorhof, der mit vier Alleen besetzt ist, und sich an das

Hauptgebäude

anschließt. Dieses enthält einen Vorsaal, zwey große Speisesäle, ein Billard-Zimmer und mehrere Nebengewächer. Von dem schön gemahlten Plafond hängen große, vergoldete Armleuchter herab. Wandleuchter, Spiegel, Uhren, Gemälde, Statuen sind hier und da zur Verzierung des Ganzen vertheilt. Hier hat man die schöne Aussicht in den Garten; hier können Menschen aus allen Ständen im bunten Gemische speisen, wenn sie nicht lieber ihren Tisch unter dem schattigen Gewölbe der dicht belaubten Bäume wollen aufschlagen lassen. In diesen Sälen werden am ersten May und an manchem schönen Morgen des Frühlings und Sommers Liebhaber-Concerte gegeben, welche einen reichen Genuß den Bewohnern Wiens verschaffen.

Das Gebäude bildet mit dem Garten, der an seiner Rückseite gelegen ist, ein regelmäßiges Viereck von großer Ausdehnung. Neben demselben bemerkt man ein einfaches Haus mit einem Blumengarten und schönen Ausichten. Hier pflegte Joseph der Zweyte zur Sommerszeit öfters zu wohnen.

Der Garten

selbst enthält herrliche Wäsenplätze und regelmäßige Alleen, welche die dichten Waldungen in verschiedenen Richtungen durchschneiden. Kastanien, Pappeln und Linden verbreiten in den Frühlingsmonaten durch ihre Blüthen Wohlgerüche, die dem Bewohner der Hauptstadt doppelt angenehm entgegen duften; Nachtigallen und ein Heer der lieblichsten Singvögel stimmen in wunderschönen Chören ihre Lieder an, und erheben die Seele des Städters, der aus dem dumpfen Gewühl in Gottes freye Natur kommt, zu frohen Gedanken. Des Morgens wird auch dieser liebliche Ort am meisten besucht. Großes Vergnügen findet der Wiener daran, unter schattigen Bäumen bey dem Klange harmonischer Blas-Instrumente sein Frühstück zu nehmen. Dort wandelt das junge Geschlecht, welches sich früh schon dem Schlafe freudig entwunden hat, unter Aufsicht der Aeltern und Erziehler froh einher. Dort hat sich ein Freund der Einsamkeit einen abseitigen Ort erwählt, wo er sich mit Nachdenken oder Lesen still beschäftigt. Ein buntes Gemisch, von Menschen jedes Standes durchstreift in trauten Gesprächen die großen Alleen, um Menschen zu sehen, und wieder gesehen zu werden, und lächelt über den einsamen Wanderer, der in guter Absicht die unbefuchtesten Gänge gewählt hat, um sich des lieblichen Morgens in den frohen Liedern der Vögel zu freuen, oder um all das Schöne, was die Natur und die

lachenden Umgebungen der Hauptstadt darbiethen von den hohen Terrassen zu bewundern.

Vorzüglich schön, und oft von Menschen wimmelnd ist

d i e A l l e e ,

welche vom Hauptgebäude zur Donau führt. Die Bäume, majestätisch emporragend schließen sich über die Lustwandelnden zu einem dichten Gewölbe, durch welches weder die Strahlen der Sonne noch Regen dringen. Herrlich sind die ausgehauenen Heckengänge, welche den Garten durchschneiden, und einen vielstrahligen Stern bilden. Sie führen zur Terrasse, und sind von Rasenplätzen und Wäldchen begrenzt. Jeder findet in denselben ein stilles heinliches Plätzchen, und weidet sich, wenn er nicht in das bunte Gemüth sich drängen will, an dem herrlichen Gemälde, welches ihm eine lachende Aussicht darstellt.

A u f d e r T e r r a s s e

stellt sich ein weiter Kreis von den Vorstädten Wiens, von den nahe liegenden Dörfern und lebhaft grünenden Flächen und Hügeln ausgefüllt, vom Kahlenberge im Hintergrunde geschlossen, und von dem Donau-Arme durchschnitten, wie ein Amphitheater dem Auge dar. Vor der zweyten Terrasse erblickt man die Brigitten-Au, und den Donau-Arm der sich jetzt nach und nach versandet. Majestätisch ist aber die Ansicht der großen Donau, durch deren Auen man tief in das Land sieht, welches sich jenseits dieses Kaiserstroms ausbreitet. Steht man aber in der Haupt-Allee still, und blickt man gerade vor sich, so öffnet ein glücklich angebrachter Durchbau die unabsehbare Fläche des Marchfeldes, welches von Gebirgen, wie durch einen blauen Saum geschlossen wird.

Dieser herrliche Park ist nur mehr an schönen Morgen häufig besucht; der Prater, der Volksgarten, die Wasser-Cur-Anstalt und die schönen Gärten der Gasthöfe rauben ihm an Nachmittagen und Abenden seine Gäste. Der gräßliche Sturmwind im September 1807 hat diesen Garten sehr beschädiget, die stärksten Bäume entwisfelt und entwurzelt. Durch kaiserliche Freygebigkeit steht er nun wieder im üppigen Wuchse da, und zog besonders bey den Volksbelustigungen, die der Hof-Traiteur Jahn vor mehreren Jahren mit Kunstreitereyen, Seiltänzen, Baumklettern, Wettrennen, Musiken, Tänzen und Beleuchtungen gab, eine unzählige Menge der sich gern vergnügenden Wiener herbey. Hier wurde auch am 13. May 1817 die Vermählung Ihrer kaiserlichen Hoheit der Erzherzoginn Leopoldine mit Don Pedro de Alcantara, Kronprinzen von Portugall, Brasilien und Algarbien durch ein glänzendes Hoffest gefeyert.

W o h l t h ä t i g k e i t

d e r

Gesellschaft adeliger Frauen zur Beförderung des
Guten und Nützlichen im Jahre 1812.

Vermehrte Einnahme der Gesellschaft.

Diese erhabene Gesellschaft, welche von edlen Frauen zum Wohle der leidenden Menschheit gegründet, schon im ersten Jahre nach ihrer Entstehung, wie eine wohlthätige Sonne Heil und Segen allenthalben verbreitete, erhielt im Jahre 1812 einen großen Zuwachs an Mitgliedern in der Hauptstadt, in den übrigen Städten und auf dem flachen Lande in Oesterreich. Nicht nur aus den zwölf Bezirken der Hauptstadt, sondern auch aus den Filial-Gesellschaften im Lande, welche auf 121 angewachsen waren, flossen reichlich die Gaben zu, welche die wirkenden Mitglieder mit unermüdetem Eifer gesammelt hatten. Die Gesellschaft veranstaltete ein Musik-Concert, dessen Ertrag zur Heilung armer Augenkranken verwendet werden sollte. Dabey gingen 2620 Gulden ein, und jeder Menschenfreund spendete gern eine Gabe, die zu einem so wohlthätigen Zwecke bestimmt war. Mit rastloser Mühe und Sorge wußte die erhabene Gesellschaft bey 600 Musik-Liebhaber und Tonkünstler zu vereinigen, welche in der k. k. Reitschule ein Mei-

sterwerk der Musik, Handels großes Oratorium: Eimotheus oder die Gewalt der Musik, aufzuführen, und durch ihre vereinten Kräfte den zu Tausenden herbeygeströmten Zuhörern einen Genuß verschafften, der an ein himmlisches Entzücken gränzte.

Durch den Verein dieser Musik-Freunde hat die Damen-Gesellschaft uns einen neuen Vorzug der Hauptstadt vor allen übrigen Städten Europens kennen gelehrt, da nirgens jemahls ein so stark besetztes Concert von Musik-Liebhabern gegeben wurde, und auch in keiner Hauptstadt eine so große Anzahl derselben mit so großen Kunsttalenten und Fertigkeiten aufgefunden werden dürfte.

Seine Majestät der Kaiser, immer großmüthig bereit, zu jedem wohlthätigen Zwecke in Allerhöchst Seiner erhabenen Person mitzuwirken, haben mit kaiserlicher Freygebigkeit die innere Einrichtung der Reitschule aus seiner Kasse bestritten, der Aufführung des Concertes in Allerhöchst eigener Person mit der kaiserlichen Familie beygewohnt, und die Einnahme durch ein ansehnliches Geschenk vermehrt. Hierdurch stieg bey der zweymahligen Aufführung der Ertrag auf 26100 fl., welcher der Damen-Gesellschaft eingehändiget wurde, und sie hatte in diesem Jahre die ansehnliche Summe von 89889 fl. 9 kr. zu wohlthätigen Zwecken nach ihrer weisen Absicht verwenden können, welche größten Theils durch die von den Mitgliedern gesammelten Beyträge und durch erst genannte zwey Concerte, zum Theile durch das Interesse der zur Gesellschaft gehörigen Staatspapiere, durch den Gewinn eines Lotterie-Looses, durch den im vorigen Jahre erübrigten Kasse-Rest, und durch den Ertrag einer neu errichteten Kunst- und Industrie-Anstalt für feine weibliche Handarbeiten entstanden war.

Verwendung der Einnahmen:

1.

Zur Unterstützung der ärmern Volks-Classe mit Brennholz.

Mit mütterlicher Sorgfalt suchte die Gesellschaft die Wege auf, wo Hilfe und Unterstützung am nöthigsten war, und auch am zweckmäßigsten und nützlichsten angewendet werden konnte.

Schon in diesem Jahre nahm die Arbeitslosigkeit unter der ärmeren Volks-Classe zu. Viele verdienten kaum so viel, als sie zur Anschaffung der nöthigsten Lebensbedürfnisse brauchten. Für den Winter benötigten sie Holz, um sich vor Kälte zu schützen; aber dasselbe war noch hoch im Preise. Da verwendete die Damen-Gesellschaft 1200 fl., und ließ das Brennholz um sehr herabgesetzte Preise an Dürftige verkaufen.

2.

Unterstützung nützlicher und wohlthätiger Anstalten.

Das Erziehungshaus der englischen Fräulein zu St. Pölten, dessen Lage sich noch nicht verbessert hatte, erhielt eine Gabe von 600 fl.; jenes in Krems mittelst eines gegebenen Concertes 52 fl.; die barmherzigen Brüder in Wien, jene sorgfältigen Pflegeväter armer Kranken, wurden mit 700 fl. unterstützt; jene in Feldsberg mit 289 fl. So war das Reconvalescenten-Haus auf der Land-

strafe auch mit 1000 fl. betheilt worden. Die Veteranen des österreichischen Heeres, die alten Invaliden, sollten auch fühlen, daß sie ein Vaterland vertheidiget haben, daß ihr Blut für einen Staatenverein geflossen ist, wo die späteren Nachkommen noch ihre Verdienste ehren. Die Damen-Gesellschaft hatte sie auch bedacht, und den Aeltesten derselben eine Unterstützung von 200 fl. gegeben.

Die Piaristen in Krems, jene sorgfältigen Jugendlehrer, erhielten den Ertrag einer Theater-Vorstellung, welche in Gravenegg gegeben wurde, und auf 236 fl. 24 kr. sich belief. Die Mechitaristen, welche aus Anhänglichkeit an das österreichische Kaiserhaus, als Trübsal von dem Kaiserstaate durch die Franzosen abgerissen worden war, nach Wien ausgewandert waren, und um dem Kaiserstaate noch länger nützlich zu seyn, sich in dem ehemahligen Capuciner-Kloster am Plazel niedergelassen hatten, erhielten eine Gabe von 100 fl.

Die älternlosen Kinder im Waisenhause, welche durch die väterliche Fürsorge des Staates in diesem wohlthätigen Institute zu nützlichen Bürgern des Staates erzogen und in verschiedenen nützlichen Kenntnissen unterrichtet werden, suchte die Damen-Gesellschaft dadurch zum Fleiße und zu guter Aufführung zu ermuntern, daß sie 200 fl. zu Prüfungsgeschenken für dieselben verwendete.

Das wohlthätige Institut für kranke Kinder wurde mit 500 Gulden betheilt. Die Elisabethinerinnen, die menschenfreundlich fortfahren, weibliche Kranke mit mütterlicher Sorgfalt zu pflegen, bekamen eine Aushülfe von 335 fl. 24 kr. an Geld und Brennholz. So wurden auch 2597 fl. an die Versorgungshäuser zur bessern Pflege armer und siecher Menschen abgegeben.

Verdiente Dienstbothen, die sich während der langen Dienstjahre durch Fleiß und Treue, durch Anhänglichkeit

an ihre Herrschaft ausgezeichnet hatten, wurden mit 10 Prämien belohnt, welche 600 fl. betrugen.

3.

Unterstützung der Abgebrannten in Baden.

Unter die Classe der Unglücklichen sind gewiß jene zu rechnen, welchen eine verheerende Feuersbrunst oft in wenigen Stunden alle ihre Habe, die Frucht ihres unermüdeten Fleißes, verzehrt. Ganze Familien auf dem Lande, die ihr mühsam verdientes Brod mit Dank gegen den Allvater vergnügt aßen, und froh in die Zukunft sahen, wurden und werden oft noch durch die Alles verzehrende Flamme an den Bettelstab gebracht; und da sie kurz vorher unter einem sichern Obdach nach ihren angestregten Arbeiten Ruhe und Erholung auf ihrem Lager fanden, haben sie oft keinen Ort mehr, der sie vor Regen, Wind und Kälte schützt; keinen Bund Stroh, auf welchem ihre ermatteten Glieder ausruhen könnten.

Zwar nehmen immer die menschenfreundlichen Bewohner des österreichischen Kaiserstaates Antheil an dem Unglücke, und suchen die Abgebrannten auf alle Art zu unterstützen; doch reichen diese Hülfsmittel nicht immer zu, und die Verunglückten müssen oft fremdes Geld auf Zinsen borgen, um sich nur in etwas aufzuhelfen, daß sie ihre Wirthschaft wieder betreiben können. Im österreichischen Kaiserstaate, wo alles Gute und Nützliche gedeiht, ist seit zwey Jahren auch für die durch Feuer Verunglückten durch Asscuranz-Gesellschaften gesorgt, deren Gründer den Dank aller Menschenfreunde verdienen.

Besonders hat im Jahre 1812 eine schreckliche Feuersbrunst einen großen Theil der Stadt Baden in Asche gelegt. Wohlhabende Leute waren dadurch auf einmahl verarmet.

Die edle Damen-Gesellschaft nahm es über sich, die Unglücklichen, welche in diesem Jahre durch Feuer gelitten hatten, wirksam zu unterstützen. Es wurden 2530 Gulden dazu verwendet, und die Abgebrannten in Baden wurden noch nachträglich von der Einnahme bey dem großen Musik-Concerte mit 6000 fl. theilt.

4.

Unterstützung der durch den Krieg Verunglückten.

Die Bewohner des Marchfeldes hatten im Feldzuge vom Jahre 1809 ungemein gelitten. Zwey blutige Schlachten, eine bey Aspern am 16. May und die bey Wagram am 6. Julius wurden in dieser Gegend geliefert. Eine große Zahl Dörfer, Märkte und das Städtchen Groß-Enzersdorf wurden niedergebrannt; die Häuser welche vom Feuer verschont blieben, die Kirchen, die Scheuern und Keller rein ausgeplündert, die Felder und Weingärten verheeret, und den armen Bewohnern kaum so viel gelassen, daß sie die Blöße ihres Körpers bedecken konnten. Verwüstung, Noth, Elend und Jammer war überall zu sehen.

Bev der Rückkehr des wohlthätigen Friedens trugen alle Bewohner des östereichischen Staates mitleidig Gaben zusammen, um diese ganz Verunglückten in den dringendsten Bedürfnissen zu unterstützen. Seine Majestät der Kaiser, Allerhöchst welcher so liebevollen Antheil an den Leiden seiner ihm ganz ergebenen Unterthanen nimmt, ließ ihnen bedeutende Summen aus den Staats-Kassen, obwohl diese durch die langwierigen und kostspieligen Kriege ganz erschöpft waren, zinsentfrey vorstrecken, damit sie wenigstens ihre Häuser so weit herstellen, daß sie ihnen ein

Obdach gewährten, und damit sie das nöthigste Wirthschaftsgeräthe sich anschaffen konnten. Auch Pferde wurden unter dieselben vertheilt, und aus allen Gegenden, die vom Feinde verschont blieben, wurde Getreide eingeschickt, um den Verarmten das nöthige Samenorn zu verschaffen. Viele Menschenfreunde und Patrioten haben auf verschiedene Art ihnen ansehnliche Beyträge geliefert, und sich als würdige und thätige Mitbürger gegen die Leidenden bezeigt.

Aber so freygebig auch jeder das Seinige beytrug, diesen Verunglückten aufzuhelfen, so war doch der Schaden, den sie erlitten hatten, zu groß, als daß er nur zum Theile hätte ersetzt werden können. Noch manche Familien steckten tief in Schulden, konnten aus Mangel der Hülfsmittel kaum ihre Wirthschaft betreiben, hatten ihr Haus nur armselig eingedeckt, um vor Regen und Kälte geschützt zu seyn, und konnten im Schweiß des Angesichtes kaum die Thüren ernähren.

Auch diesen wollte die Damen-Gesellschaft werththätig an die Hand gehen, und ihre Leiden lindern. Der Ertrag des großen Concertes in der Reitschule war für diese Verunglückten bestimmt, und 20100 Gulden wurden unter die Dürftigsten derselben vertheilt, so daß jede Familie eine Unterstützung von 200 Gulden, einige auch noch mehr erhielten. Wie werden noch die spätesten Enkel der Bewohner des Schlachtfeldes bey *Aspern* und *Wagram* die Wohlthätigkeit der edlen Frauen segnen, die ihren Ur- und Großältern menschenfreundlich aufgeholfen haben!

Unterstützung der Taubstummen.

Das Taubstummen-Institut in Wien, welches voriges Jahr mit den nöthigsten Bedürfnissen mildthätig versehen worden war, erhielt im Jahre 1812 einen Zuwachs von zehn Böglingen, welche Söhne und Töchter unbemittelter Aeltern aus verschiedenen Gegenden Oesterreichs sind, für welche die erhabene Damen-Gesellschaft die Verpflegskosten zum Theile, oder auch ganz bezahlte. Von welchem Kummer haben sie dadurch die mittellosen Aeltern befreuet, die nun mit Vergnügen ihre unglücklichen taubstummen Kinder in einer Anstalt sehen, wo sie gut unterrichtet, und fähig gemacht werden, einst, wenn sie erwachsen sind, für ihren Unterhalt selbst zu sorgen.

In eben diesem Jahre wurden die weiblichen Böglinge des Instituts mit Winterkleidung versehen. Nach den Unterrichtsjahren, in welchen die Taubstummen die Gebärdensprache, Religion, Lesen, Schreiben und Rechnen lernen, werden sie zu verschiedenen Handwerksmeistern oder in Fabriken in die Lehre gegeben, und besuchen nur an Sonntagen den weiteren Unterricht im Institute. Um die Meister der Gewerbe und die Fabriks-Inhaber anzuziehen, die Taubstummen aus dem Institute in die Lehre zu übernehmen, hat die Damen-Gesellschaft denselben eigene Prämien ausgesetzt, wenn die Taubstummen bey ihnen ihre Lehrjahre vollendet haben, und so gut abgerichtet worden sind, daß sie sich ihren künftigen Lebenserwerb selbst verschaffen können. Ueberhaupt hat die Gesellschaft in diesem Jahre 1649 fl. 10 kr. für die Taubstummen verwendet.

6.

Unterstützung der Blinden.

Dem Blinden-Institute, welches schon im vorigen Jahre so wohlthätig unterstützt worden war, gab die Gesellschaft vier Zöglinge auf ihre Kosten in Verpflegung und Unterricht. Sie ließ über 150 Staarblinde und Augenranke vom Lande nach Wien bringen; sie wies ihnen das Reisegeld an, verpflegte viele dieser Unglücklichen während der Heilung ganz, oder nur zum Theile, und bestritt die Reisekosten bey ihrer Rückkehr. Viele erhielten durch diese Wohlthat das Augenlicht wieder und sind nun im Stande, ihren gewöhnlichen Erwerb zu treiben.

Dank den erhabenen Damen; aber auch Dank den geschickten und menschenfreundlichen Aerzten, dem Herrn Regierungsrathe Prohaska, dem Herrn Professor Beer, deren zu frühen Tod noch manche Gerettete beweinen, Dank dem Herrn Doctor Säger, welche so freywillig den Damen die Hand zum Menschenbeglücken boten, und die Augenkranken mit väterlicher Sorgfalt und seltener Geschicklichkeit unentgeltlich behandelten, und glücklich heilten! Diese Wohlthaten für Blinde und Augenranke kosteten der Gesellschaft eine Summe von 3815 fl. 18 kr.

7.

Unterstützung der Findlinge.

Die Fürsorge, welche die wohlthätigen Frauen für die armen Findlinge schon im vorigen Jahre übernommen hatten, wurde in diesem Jahre von dem schönsten Erfolge belohnt. Durch genaue Aufsicht, welche die menschenfreund-

lichen Frauen mit edler Selbstverläugnung über dieselben und ihre Pfegältern führten, durch die beträchtlichen Zusagen an Kostgelder, welche sie denselben gaben, durch jene zweyundsechzig Prämien, welche sie den sorgfältigsten, gewissenhaftesten und überhaupt den verdientesten Pflegmüttern ertheilten, wurden Hunderte dieser armen verlassenen Kinder beym Leben erhalten. Fünf Findlinge wurden durch die Sorgfalt der Damen von Menschenfreunden an Kindesstatt angenommen. Keine Summe kann besser verwendet seyn, als jene 10272 fl. 40 kr., welche die wohlthätigen Frauen auf die bessere Versorgung dieser armen, verlassenen Kinder ausgaben.

8.

Bau des Marien = Spitals.

Der im vorigen Jahre auf dem Bezirke der Herrschaft Weikersdorf nächst Baden angefangene Bau des Marien = Spitals für dürftige Menschen ohne Unterschied der Nation und Religion, welche während der Badezeit von einer Krankheit befallen, wurde mit beträchtlichem Kostenaufwande fortgeführt und beynabe ganz vollendet. Im Monathe May 1813 waren zur Aufnahme der Kranken schon zwölf Betten bereit. Unentgeltlich werden seither die armen Kranken dort gepflegt und geheilt. Die Damen = Gesellschaft hat 20831 fl. 42 kr. auf diese wohlthätige Anstalt verwendet.

Kunst - und Industrie - Anstalt.

Durch Errichtung einer Kunst - und Industrie - Anstalt für feinere weibliche Arbeiten, hat sich die Gesellschaft edler Frauen ein bleibendes Verdienst um die ärmere Classe ihres Geschlechtes erworben.

In allen größeren Städten ist eine bedeutende Anzahl von Frauenzimmern genöthiget, sich den Lebenserwerb durch Handarbeiten zu verschaffen. Unter denselben befinden sich Töchter aus zahlreichen Familien, wo der Gehalt des Vaters für so viele Kinder nicht hinreicht, und auch viele andere, besonders Witwen und Waisen von höherem Stande und Range, welche durch verschiedene unglückliche Zufälle in Dürftigkeit versetzt worden sind, und die aus Schonung der Verhältnisse, in welchen sie durch Geburt, durch den Rang ihrer Verwandten und Angehörigen stehen, ihre verfertigten Arbeiten feil zu bieten sich scheuen. Andern erschwert wieder der Mangel an Bekanntschaften den Absatz der Arbeit, oder sie verlieren zu viel Zeit mit dem Verkaufe, oder die Noth zwingt sie, ihre Handarbeiten unter dem wohlverdienten Preise zu verkaufen. Alle diese Anstände wollte die Damen - Gesellschaft durch eine neu errichtete Kunst - und Industrie - Anstalt beseitigen.

Sie bestimmte vier verschiedene Absatzorte in der Stadt Wien, welche in der Folge in ein gemeinschaftliches Magazin vereiniget wurden, wo vier Frauen auf Ansuchen der Gesellschaft von derley Personen Handarbeiten übernahmen und den Verkauf derselben besorgten. Frau Barbara Losch Nr. 822 in der Wollzeil, Frau v.

Kesch ebendort Nr. 829, Frau Branitzky im Bürgerhospital, und Frau Umlauf Nr. 1197 in der untern Breunerstraße haben sich damahls gleich bey dem Entstehen dieser Anstalt mit willfähriger Bereitwilligkeit diesem Geschäfte unterzogen.

An diesen Absatzorten konnte jedes Frauenzimmer an der Mittwoch und am Freytag Vormittag zwischen zehn und zwölf Uhr entweder selbst, oder durch eine andere Person was immer für eine feinere Handarbeit abgeben, wofür sie einen Empfangsschein erhielt. Die Ueberbringerin bestimmte den Preis, um den man sie auch zu verkaufen suchte. Alle 14 Tage konnte angefragt werden, und war die Waare abgesetzt, so wurde das gelösete Geld nach Abzug eines Groschen vom Gulden, der zur Bestreitung der Auslagen bey dem Institute und zu wohlthätigen Zwecken verwendet wurde, der Eigenthümerin eingehändigt.

Da viele dürftige Personen den Verkauf ihrer Arbeiten kaum abwarten konnten, so war es der Aufseherin des Magazins erlaubt, einen Vorschuß alsogleich, und zwar ein Dritt-Theil des billig angefesten Verkaufs-Preises, wenn er nicht dreyßig Gulden überstieg, auszuzahlen.

Um der dürftigsten Classe der handarbeitenden Frauenzimmer, die kaum so lang abwarten konnten, bis die Arbeit fertig war, und sie sonst um den schlechtesten Preis hingeben mußten, eine schnelle Unterstützung zu verschaffen, wurden auch Arbeiten, die den Preis von fünf Gulden nicht übersteigen, wenn sie leicht verkäuflich, und um einen guten Preis zu haben waren, von der Aufseherin alsogleich angekauft, und bey einer sich darbietenden Gelegenheit wieder verkauft.

Die Anstalt nahm auch Bestellungen auf Arbeiten

an, welche sie an dürftige Frauenzimmer abgab. Die Gesellschaft hat 8000 Gulden als beständiges Verlagsgeld für diese Anstalt verwendet; wohlthätige Mitglieder haben mit selbst verfertigten Arbeiten diesem Institute ein Geschenk gemacht. Am 25. August 1812 wurden die vier Absatzorte eröffnet, und die Anstalt ertrug noch in diesem Jahre 281 fl. 16 kr. Nutzen, welche zu andern wohlthätigen Zwecken verwendet wurden.

So eröffnete sich der schöne Damen-Verein immer neue Wege der Armuth und Dürftigkeit zu Hülfe zu kommen. Das schöne Bewußtseyn, das Leiden ihrer Mitmenschen gelindert zu haben, lohne die Edlen, und all der Segen den sie weit um sich her verbreiten, ströme über sie und ihre Kinder! Gefegnet sey die Asche derer, die an dem Gedeihen dieser Anstalt gearbeitet und durch einen zu frühen Tod dem schönen Vereine entrissen worden sind. Die Krone der Vergeltung werden sie im andern Leben empfangen haben, und dort verklärt ihren Töchtern als leitender Stern auf dem Wege zur Wohlthätigkeit vorleuchten.

Strafe des Ungehorsams.

Ein Familienvater hatte zu Mittelweyer im Departemente des Oberrheins, im Sommer 1810 zwey Karren mit Lehm aus der Lehmgrube gehohlet. Da er zum dritten Mahle dahin fuhr, bathen ihn seine Kleinen drey Kinder, ihn begleiten zu dürfen. Er willigt ein, setzt alle drey auf den leeren Karren, und fährt in die Grube.

Diese war schon tief ausgehöhlet, und einige Tage nach einander hatte es geregnet, daß das Erdreich ganz naß und locker war.

Während der Vater den Karren mit Lehm beladet, wollen die Kinder in die Höhle gehen, und dort ihr Spiel treiben. Er aber, der besürchtet, daß das Erdreich einstürzen könnte, hindert sie daran. Als er abfuhr, bathen ihn die Kinder, mit der Magd zurück bleiben zu dürfen, bis er wieder käme. Er erlaubte es ihnen, doch mit dem strengen Verbothe, ja nicht in die Höhle zu gehen, weil sie einzustürzen drohete.

Doch kaum war der Vater fort, so liefen sie hinein, hüpfen und tanzen herum, trieben allerley Muthwillen, und ohne daß sie sich's versahen, stürzte die obere Lage des Erdreichs ein, die vermuthlich durch das Gepolter der Kinder erschüttert worden war, und begrub alle drey.

Die Magd, welche doch die Kinder hätte abhalten sollen, in die Höhle zu gehen, stand am Eingange derselben mit dem kleinsten Kinde an der Hand. Auch dieses wurde verschüttet, und die Magd entkam nur mit Mühe. Man eilte sogleich herbey sie auszugraben; alle drey Kinder waren schon todt. Was lernt ihr, liebe Freunde, aus dieser Unglücks Geschichte?

Helfet den Verirrten, daß sie sich bessern.

Im Provinzial = Strafhause in Wien werden Verbrecher, deren Strafzeit nicht auf mehrere Jahre lang bestimmt ist, verwahret. Sie müssen dort wie in einem Fabrikshause arbeiten, stehen unter strenger Aufsicht; sie sollen sich bessern und an eine ordentliche Lebensweise gewöhnen. Nach verfloßener Strafe werden sie unter nachdrücklichen Ermahnungen entlassen. Aber viele Sträflinge traten nach ausgestandener Strafzeit nicht selten ohne Geld, ohne Verwandte, ohne Aussicht auf einen augenblicklichen ehrlichen Erwerb in die bürgerliche Gesellschaft über, von der sie durch den Strafort lange ausgeschlossen waren. Viele ließen sich durch Mangel und Noth bald wieder zu neuen Verbrechen hinreißen, sie stahlen, weil sie sich nichts verschaffen konnten, den Hunger zu stillen.

Derley Fälle mögen dem ehemahligen verdienstvollen Herrn Regierungs = Rathe und Polizen = Ober = Directors = Adjuncten Dß in Wien, wohl mehrere vorgekommen seyn. Dieser menschenfreundliche Mann schaffte ein sicheres Mittel dagegen. Er eröffnete im Kreise einiger Edeln eine Sammlung, aus deren Ertrag jene dieser Unglücklichen, die ganz ohne Hilfe aus dem Strafhause in Wien austreten, mit den unentbehrlichsten Kleidern versehen, und für die ersten Bedürfnisse wenigstens auf einige Tage, bis sie Beschäftigung und Brot finden, mit Geld unterstützt werden.

Unter den Ersten, welche zu dieser wohlthätigen Sammlung bestrugen, war Graf Leopold von Berchtold, den unser Vaterland von jeher als den größten Menschenfreund hoch ehrte, und der nur zu früh als das Opfer seiner immer thätigen Menschenliebe in Jahre 1809

gestorben ist. Kaum wurde diesem Edlen die schöne Anstalt bekannt, so gab er nicht nur einen Beitrag an Geld, sondern zog selbst seinen Rock vom Leibe, um damit einen jener Hülfbedürftigen zu bekleiden. Mehrere legten beträchtliche Gaben nieder. Ein Ungenannter hat zu diesem schönen Zwecke eine Hofkammer-Obligation von tausend Gulden beygetragen, und so sammelte sich allmählig ein Fond, womit mehrere theilt werden konnten. Dank dem Edlen, der sich auch der Verirrten annimmt, und ihnen Mittel verschafft, sich zu bessern!

Achtung gegen den Lehrstand.

Durch die in der verflossenen Kriegszeit in mehreren auf einander folgenden Jahren zugenommene Theuerung, konnten viele Schullehrer auf dem Lande mit ihren festgesetzten Einkünften kaum den nöthigen Lebensunterhalt sich verschaffen. Wie soll ein Schulmann frohen Muthes in die Schule gehen, wenn er sich und die Seinigen darben sieht, und durch den mühsamen Unterricht kaum so viel verdient, als er braucht, seine Familie zu sättigen?

Der verstorbene Fürst Prosper v. Sizingendorf, welcher 12 Schullehrer auf seinen Gütern in Oesterreich und Böhmen hat, achtete den Nutzen, welchen dieser ehrwürdige Stand stiftet, zu hoch, als daß er seine Lehrer in einer so mißlichen Lage hätte lassen sollen. Schon im Jänner 1808 erhöheten er den Gehalt derselben, und verwendete

jährlich 875 Gulden aus den Renten seiner Herrschaften dazu. Diese Zulage genossen die Lehrer so lange, bis der Nieder-Oesterreichische Mezen Korn auf den Preis von 2 fl., und das Pfund Rindfleisch auf 8 kr. zurück trat, oder bis auf eine andere Art für den Unterhalt der Schullehrer reichlich gesorgt war.

Wahr und ernst sagte der hochherzige Fürst: „Der Lehrer, dessen Pflicht es ist, die Jugend zu guten Menschen zu bilden, und ihnen mit guten Beyspielen vorzuleuchten, kann nicht mit der Würde seinem Amte vorstehen, welche zur Bildung der Jugend erfordert wird, wenn für seinen unentbehrlichen Lebensunterhalt nicht gesorgt ist.“

Dieses erhabene Beyspiel des Fürsten hat manche Güterbesitzer und Dorfgemeinden zu einer ähnlichen Gehaltsvermehrung ihrer Schullehrer aufgemuntert.

D e r

ungeheure Bär bey Lipoh, vier Stunden von Eperies in Ungarn.

Professor Sennowicz war am 12. May 1810 des Morgens um halb acht Uhr mit drey seiner Freunde und mehreren anderen Menschen im Lipoher-Bade. Auf einmahl sah er in einiger Entfernung auf dem Berge ein großes Ungeheuer sich niederlassen. Er machte die Herumstehenden darauf aufmerksam, und alle erblickten in einer Entfernung von 480 Schritten ein großes, vierfüßiges zottiges Thier, welches alle für einen Landbären von der größten Art hielten.

Den Bewohnern des Bades wurde nicht wenig bange, weil ihr Hornvieh in der Nähe auf der Weide war, und einer aus der Gesellschaft ließ sogar aus Besorgniß, seine Pferde möchten scheu werden, oder sonst einen Unfall nehmen, den Wagenschoppen sperren.

Lange staunten alle dieses gefürchtete Ungeheuer mit bloßen Augen und mit Ferngläsern an; aber es blieb immer dasselbe, und ruhig auf einem Flecke sitzen. Der Lärm davon verbreitete sich in das eine Viertelstunde entfernte Dorf Lipoh, und sogleich rückten drey rüstige Jäger an, die aber zu spät kamen, da das vermeinte Ungeheuer einige Minuten vorher im größten Galoppe vom Berge herab auf die Gesellschaft im Bade zugelaufen kam, und mit Ungeßüm an einem der Freunde des Professors, an Herrn Rombauer, hinaussprang.

Alle insgesammt ergriff ein Erstaunen, und sie traue-
ten ihren eigenen Augen nicht; denn das schreckliche Unge-

Heuer war ein kleiner, kaum anderthalb Fuß hoher Spitz, der sich aus Angst vor einigen Flintenschüssen verlaufen hatte.

Eine Heerde Kamehle.

Etwas Aehnliches stellte sich dem Herrn Professor am 3. October 1810 früh Morgens um neun Uhr dar. Ein Hirtenknabe auf diesem Berge erschien in der Gestalt eines baumhohen Riesen, und seine Heerde Schafe glich einer Heerde von Kamehlen. Aehnliche Phänomene sahen mehrere Naturforscher Ungarns in dieser Gegend. Sie zeigen sich gewöhnlich im Frühjahre und im Herbst, und zur Zeit einer trüben, nebeligen oder regnerischen Witterung.

Sehr merkwürdig sind diese Phänomene, da alle entfernten Gegenstände unserm Auge gewöhnlich kleiner erscheinen, und hier in so vielfach vergrößerter Gestalt sich zeigen. Die Ursache davon liegt in der Strahlenbrechung, welches meinen Lesern in der Lehre von der Optik deutlicher erklärt werden wird. Durch diese Erscheinungen, die unter dem Namen *Looming* bey den Seefahrern bekannt sind, und von den Ungarn *Déli haba* genannt werden, lassen sich mancherley ungeheure Gestalten und Unthiere erklären, die viele gesehen zu haben mit aller Hartnäckigkeit behaupten, und daraus allerley Zaubereyen und abergläubiges Zeug herleiten. Die Ursache liegt immer in der Täuschung der Augen.

Aehnliche Phänomene.

An Seeküsten, in flachen feuchten Ländern, besonders aber in Ungarn *cc.* sind die Erscheinungen, unter mancherley, von einander oft abweichenden Gestalten, nicht selten. Jefferson spricht in seiner Beschreibung von Virginien von zwey *Looming*. Das erste sah er zu York Town

wo man nach Osten hin eine unbegrenzte Aussicht auf die See hat. Dort erscheint ein kleines Boot mit drey Menschen in einer großen Entfernung als ein Schiff mit drey Masten. Zu Monticello ist diese Erscheinung eine sehr gewöhnliche Sache. Nach Süden zu liegt in einer großen Entfernung ein einsamer Berg, dessen natürliche Gestalt ein regelmäßiger Kegel ist. Sobald sich das sogenannte *Looming* einstellt, verliert er sich bald im Horizont, zuweilen steigt er höher und spitziger in die Luft; bald erscheint er kugelförmig, bald viereckig. Kurz, der Berg erscheint zuweilen an einem Morgen, nach der Reihe abwechselnd, in den sonderbarsten und widersprechendsten Gestalten, und alle diese zeigen sich nur am Morgen.

In vielen Gegenden des *Saroscher-Comitats* behaupten die Jäger und die Bauern, daß die Füchse, Hasen, Wölfe und viele andere in Wäldern lebende Thiere im Herbst viel größer erscheinen, als zu einer andern Jahreszeit, und daß man öfters einige von ungeheurer Größe sieht. Liegt hier nicht auch eben dieselbe Täuschung zum Grunde, die aus dem Spiz einen Bären machte?

Silberschlag hatte auf dem Brocken in Sachsen auch eine derley Erscheinung. Er sah die Gestalt dieses Berges ungleich größer als er wirklich ist, in einer Entfernung von zwey Meilen, wie ein entsetzliches Gespenst in der Luft schweben. Das oben auf der Spitze befindliche Häuschen und die ganze Gesellschaft, die oben war, stand in Riesengestalt da. Hob jemand seinen Arm in die Höhe, so war es nicht anders, als wenn eine Lanne empor gestiegen wäre.

Aber nicht bloß auf der Erde, sondern auch in den Wolken spiegeln sich unter gewissen Umständen verschiedene Gestalten, und man erblickt nicht selten Reiter, Thürme, Häuser, ja ganze Städte in denselben. So sieht man fast

täglich auf der Höhe der Cordilleras seinen eigenen Schatten in den Wolken abgebildet, und die einzelnen Theile, Arme, Schenkel, Kopf, Hände lassen sich deutlich von einander unterscheiden.

S e l t e n e

Lebensdauer einiger Verunglückten.

Der Sturmwind hatte in der Ostsee das Wrack (die Trümmer) eines verunglückten dänischen Kaper-Schiffes gegen die Küste von Pommern getrieben, wo es unweit des Städtchens Leba in der See am Eise fest froz. Die Neugierde bewog viele Leute, über das Eis zu dem Wrack zu gehen, um es zu besichtigen, alle kamen ohne widrigen Zufall wieder ans Land zurück.

Am 24. März 1809 begab sich auch der Holzwärter Stielow von Leba mit sechs Männern über das Eis zu den Schiffstrümmern. Nach dem sie alles genau beschauet hatten, traten sie wieder den Rückweg an. Aber indessen hatte sich der Wind gedrehet, und das Eis am Lande fing zu brechen an, löfete sich ab, und der Wind trieb es in die hohe See. Nun war zwischen der Eisscholle, auf welcher Stielow mit seiner Gesellschaft sich befand, und dem Lande, wohin sie wollten, eine lange Strecke Wasser.

Die Eisscholle selbst, (sie mochte eine Viertelmeile lang und halb so breit seyn,) wurde von dem Winde in die weite See getrieben.

Nun sahen die Unglücklichen nur den augenscheinlichsten Tod vor sich. Nach dem Lande konnten sie nicht um Hülfe rufen, denn sie waren zu weit entfernt; auch konnte es ein Boot wegen des vielen Treibeises und des starken Windes nicht wagen, ihnen zu Hülfe zu kommen, weil es leicht umgeschlagen wäre. Aber noch nicht ließen sie den Muth sinken; im Vertrauen auf Gott erwarteten sie noch immer Rettung, und wollten mitwirken, so viel es in ihren Kräften stand.

Während der folgenden Nacht trieb sie der Wind immer weiter in die See, am Mittage des folgenden Tages waren sie schon drey Meilen vom Lande, und gegen Abend so weit von demselben, daß sie es nicht mehr erblicken konnten. Die Kälte aber nahm mehr zu als ab.

Scheinbare Hülfe.

Doch ereignete sich ein glücklicher Zufall, der ihnen einige Hoffnung gab. Das Wrack, welches der Wind in gleicher Richtung mit der Eisscholle, auf welcher sie standen, fortgetrieben hatte, fror in der folgenden Nacht an. Mit Lebensgefahr bestiegen sie am Nachmittage des 26. März diese Schiffstrümmer, theils um doch wenigstens gegen den schneidenden Wind geschützt, theils um dadurch an einem erhabeneren Orte zu seyn, von dem aus sie leichter ein Zeichen zu ihrer Rettung nach dem Lande geben konnten, wenn sie von dem Winde gegen dasselbe getrieben würden.

Ihre Noth war nun schon auf das höchste gestiegen; keine Nahrung hatten sie seit ihrer Abreise zu sich genommen,

denn wo sollten sie eine auf den Eisschollen finden? Kein Schlaf war noch in ihre Augen gekommen; die Kälte wurde immer empfindlicher, und stieg bey der Nacht zu einem hohen Grade. Die Unglücklichen sahen sich genöthiget, stets umher zu laufen, um nicht zu erstarren, und dennoch erfroren einem von ihnen, Nahmens Schmuckel beyde Füße. Schon fingen sie an muthlos zu werden; aber das Erscheinen des Wracks erregte die Hoffnung, daß sie wenigstens nicht vor Kälte umkommen werden; sie trösteten sich wechselseitig, und ergaben sich in den Willen Gottes.

Schutz gegen die rauhe Luft fanden die Unglücklichen allerdings auf dem Wrack, aber das war auch alles; von Nahrungsmitteln konnten sie durchaus nichts finden. Glücklicher Weise erinnerte sich einer von der Gesellschaft, daß er ein Feuerzeug bey sich habe. Alsogleich wurden Breter vom Schiffe losgemacht, und in der Kajüte ein Feuer angezündet, bey welchem sie sich erwärmten. O wie wohl war ihnen schon, da ihre erstarrten Glieder nun allmählig aufzuthauen anfangen! Der Anblick des wohlthätigen Feuers brachte sie auf einen neuen Gedanken, sich eine Erquickung, so gut man sie haben könne, zu verschaffen.

Sie fanden ein blechernes Futteral einer Leuchte. In demselben schmolzen sie über dem Feuer Eisstücke, und tranken das so erwärmte Seewasser als Thee. Wie herrlich schmeckte dieses Getränk, so bitter es auch seyn mochte, den Unglücklichen, die seit drey Tagen keinen Tropfen Wasser über ihre Zunge gebracht hatten. Dieses Getränk blieb auch ihre einzige Nahrung während ihrer siebenzehntägigen unglücklichen Reise.

Ohne Land zu sehen, wurden sie nun im Meere hin und her getrieben. Ihre Kräfte verließen sie allmählig,

und keiner von ihnen konnte mehr die Tage ihrer Irrfahrt zählen, ja kaum mehr die Veränderung des Tages und der Nacht bemerken; denn die Mehrzahl war mehr todt als lebendig, wozu noch beytrug, daß sie den Schlaf fast ganz entbehren mußten, und während der ganzen Reise kaum vier Stunden schliefen.

Ein Strahl der Hoffnung leuchtet.

Ungefähr acht Tage nach der Abfahrt mochten entwichen seyn, (genau konnten es die Verunglückten selbst nicht angeben,) da erblickten sie die Insel Bornholm (meine jungen Leser belieben die Karte von Schweden oder Preußen zur Hand zu nehmen); aber sie verloren dieselbe bald wieder aus den Augen, und sahen sie dann nach einigen Tagen erst wieder. So viel Vergnügen ihnen auch nur der Anblick eines entfernten Landes machte, so getrauten sie sich doch kaum auf Rettung zu hoffen; denn sie selbst sahen ein, daß bey dem fürchterlich hohem Dreibeise Niemand zu ihnen gelangen könnte, um sie in ein Boot aufzunehmen. Doch versuchten sie allerley Zeichen zu geben, um ihre Noth zu verkündigen, und mitleidige Menschen zur Rettung aufzufordern.

Endlich, (es war am 9. Aprill,) als sich das Wrack dem Lande mehr genähert hatte, kamen, trotz aller Gefahr, ganz unerwartet vier Schaluppen von Bornholm und zwar aus der Stadt Rönne, und auf ihnen 22 Menschen von allen Ständen, um den Verunglückten das Leben zu retten. Mit unermüdeter Anstrengung hatten sie sich durch das Eis durchgearbeitet, oft waren sie selbst in Lebensgefahr; doch nichts hielt sie von dem edelmüthigen Bestreben ab, ihren Mitmenschen das Leben zu erhalten.

Wie Engel vom Himmel gesandt, erschienen sie den Unglücklichen, die schon an aller Hülfe verzweifelten. Während streckten sie bald ihre ermatteten Hände gegen die Retter aus, bald erhoben sie dieselben wieder dankend gegen den Himmel. Neu belebt schienen Alle zu seyn, und beeilten sich, ihren Rettern die Mühe zu erleichtern, sie in ihre Schaluppen zu bringen. Die Kraftlosesten wurden zuerst aufgenommen, dann die Stärkeren, und so wurden alle gegen Abend mit nicht geringer Gefahr und Anstrengung nach Rönne gebracht, wo sie mit Menschenliebe aufgenommen und gepflegt wurden, bis sie Kräfte wieder erlangt hatten, in ihre Heimath zurück zu kehren.

B e s c h l u ß.

So hatten diese Unglücklichen vom 24. März bis 9. April in der Furcht vor dem augenscheinlichsten Tode gelebt, und in dieser Zeit alles gelitten, was Gesundheit und Leben zerstören kann. Nur die außerordentlichen Kräfte der menschlichen Natur konnten alle diese Entbehrungen, alles dieses Ungemach ertragen.

Unglaublich scheint diese Erhaltung; aber Stielow hat die ganze Geschichte zu Rönne gerichtlich erzählt, und seine Aussage, welche alle übrigen Unglücksgefährten bestätigten, bürgt für die Wahrheit dieser Begebenheit, und zeigt, daß ein Mensch 17 Tage und Nächte fast ohne allen Schlaf und ohne Nahrungsmittel (das Seewasser war bis jetzt noch nicht als solches bekannt), zubringen, und dabey fortleben kann.

D e r

Kuckuck und die Turteltaube.

(E i n e F a b e l.)

Der Kuckuck klagte einst im Rath der Vögel:
„Mich achtet man gering, man schmähet meines Kufs,
Der nur mich selber nennt. Und seht die Turteltaube,
Die Gleiches thut, ist doch bey aller Welt beliebt.
Drum schaffet mir Gerechtigkeit und Ehre!“

Der Adler sprach darauf: „Die Turteltaube girret
Im dunkeln Walde ihr wehmuthvolles Lied,
Wie es in Einfalt ihr des Herzens Mutter-Liebe
Gebeut. Dir aber ward kein Vaterherz.

Selbstsüchtig schreiest du dich selber aus,
Und nennst der Strafe deinen Nahmen.
Ihr gab die Liebe selbst nach ihrem frommen Liebe
Den Nahmen. Siehe, Freund, den Unterschied.“

Klugheit des Elephanten.

Wer hätte von ihr nicht gehört? Alle Naturkundige
erzählen hundert und hundert Geschichten und Anekdoten
von ihm. Hier ist eine der neuesten und bewährtesten.

Mehrere Jäger am Cap der guten Hoffnung in
Afrika machten auf einen Elephanten Jagd. Eine ge-
wöhnliche Vorsichtsmaßregel ist, daß die Jäger trachten,

dem Elephanten von einer Anhöhe herab den Schuß beyzubringen, weil sie sich, wenn der Schuß nicht gelingt, leichter vor dem erzürnten Thiere retten können, indem er sehr schlecht die Berge hinan klettert.

Diesmahl ließen sie diese Vorsicht außer Acht. Unglücklicher Weise wird der Elephant nicht gut getroffen; wüthend stürzt er auf die Jäger los, welche schleunigst die Flucht ergreifen. Aber schnell hohlt sie der Elephant ein. Schon streift sein Zahn an dem Schenkel des einen, der nicht geschossen hat, schon ergibt sich ein anderer in das unvermeidliche Schicksal, als er den gewaltigen Rüssel des Thieres über seinem Kopfe schnauben hört; aber beyden galt die Rache des klugen Thieres nicht.

Ein Dritter war's, der geschossen hatte. Auf diesen stürzte der Elephant, ergriff ihn mit dem Rüssel, schläuderte ihn hoch in die Luft, durchbohrte ihn dann wüthend mit seinen Stoßzähnen, und zerquetschte ihn mit den Füßen. Einige Zeit hernach suchte man die Ueberreste dieses Unglücklichen zusammen; aber da stürzte der Elephant aus dem nahen Gebüsch noch einmahl hervor, verjagte die Leute und warf sich mit neuer Wuth auf den Leichnam. Doch dieses brachte dem Elephanten den Tod. Mehrere Jäger zielten sicher, und trafen ihn, daß er auf die Leiche des Getödteten nieder stürzte.

Der verwundete Hund.

Pibrac, ein berühmter Wundarzt, fand eines Abends nahe bey seiner Wohnung einen sehr schönen Hund, der die Pfote gebrochen hatte, und schmerzlich winselte. Er ließ ihn aufheben, ins Haus bringen, richtete die Pfote ein, verband, pflegte und heilte ihn.

Während und nach der Cur äußerte der Hund überaus viel Erkenntlichkeit; Pibrac glaubte, er würde ihm auf immer zugethan bleiben. Aber der Hund hatte einen andern Herrn, der ihn erzogen hatte, und bey diesen Thieren bleibt die ältere Zuneigung immer die stärkere, und sie hört gewöhnlich nur mit dem Leben auf.

Als der Hund so weit genesen war, daß er wieder laufen konnte, entfernte er sich, suchte seinen vorigen Herrn auf, und kam nicht wieder. Pibrac ließ sich seine Wohlthat fast reuen. „Wer hätte gedacht,“ sagte er, „daß ein Hund undankbar werden könnte.“

Es waren fünf bis sechs Monathe verflossen, als der Hund neuerdings vor seiner Wohnung erschien, und seinen Wohlthäter mit Liebkosungen überhäufte. Pibrac freuete sich den Flüchtling wieder zu sehen, und wollte ihn ins Haus nehmen. Aber statt ihm dahin zu folgen, zog der Hund ihm beym Rocke, und leckte ihm die Hände, immer auf die Seite hinblickend, als wollte er ihm etwas zeigen. —

Es war eine ihm befreundete Hündinn, welche die Pfote gebrochen hatte, und die er seinem Wohlthäter zuführte, auf daß er ihr thue, wie er ihm gethan hatte.

Wer hätte von einem Hunde nebst dem getreuen Gedächtnisse so viele Klugheit erwartet?

Kindliche Liebe.

Das Herz erhebt sich zur Freude, wenn man sieht, daß Kinder in dem gesitteten Europa ihren Aeltern große Opfer bringen; mit welchem innigen Vergnügen wird man aber erfüllt, wenn kindliche Liebe einen Sohn unter den ungebildeten Nationen, die alle Vortheile des Unterrichtes entbehren müssen, zu einem heldenmüthigen Entschlusse begeistert.

Zur Zeit, wo der Sklavenhandel unter gesitteten Nationen noch sehr häufig getrieben wurde, wo ein Mensch seinen Mitmenschen, das Ebenbild Gottes, das Meisterwerk der Schöpfung, gleich einem Thiere zu den beschwerlichsten Arbeiten an einen andern verkaufte, war ein freyer Neger in Afrika durch Unglücksfälle in Schulden gerathen, die er nicht bezahlen konnte. Er ging zu seinem Gläubiger, und zeigte ihm an, daß er zur Bezahlung weiter nichts habe, als sich selbst; er könne ihn daher verkaufen, und von dem aus diesem Verkaufe erhaltenem Gelde die Schuld tilgen.

Diese offenherzige Redlichkeit hätte einen minder hartherzigen Gläubiger schon rühren sollen, wenn er auch nicht bedacht hätte, daß der Neger durch unvermeidliche Unglücksfälle außer Stand gesetzt worden sey, die Schuld abzutragen. Doch der hartherzige Mann nahm den Antrag an, ging mit dem Neger sogleich nach dem dänischen Fort Königstein, auf der Küste von Afrika, und verkaufte ihn.

Man legte ihm die Halskette an, und schaffte ihn mit mehreren andern Sklaven nach dem Hafen, wo er etwa sechs Wochen blieb, bis das Schiff, mit welchem er nach Ost-Indien gehen sollte, seine volle Ladung bekommen hatte.

Edler Wettstreit.

Der Neger hatte einen erwachsenen Sohn. Wie dieser nur von dem Vorhaben des Vaters hörte, suchte er ihn zuerst durch Bitten und Thränen dahin zu bewegen, daß er ihn an seiner Stelle verkaufen möchte, weil seine übrigen Geschwister einen Vater nöthiger als einen Bruder hätten, und der Vater eine größere Summe Geldes durch den Verkauf des Sohnes gewinnen würde, da der Sohn jung und kräftig, er aber bejahrt und hinfällig wäre, wodurch er seinem Hauswesen wieder aufhelfen könnte. Da aber der Vater von seinem Vorhaben nicht abstand, faßte der Sohn den heldenmüthigen Entschluß, denselben auf die edelmüthigste Art aus seinen Ketten zu befreien. — Er beredete einige seiner Verwandten, mit ihm nach dem Fort zu gehen, und ihn gegen den Vater umzutauschen.

Ein Europäer, Isert, der den Vater gekauft hatte, befand sich gerade im Kaufhause, und ließ sich den Neger, welchen sie verlangten, und zugleich den andern, den sie dafür geben wollten, zeigen. Da der letztere ein schöner junger Mann war, so wurde der Tausch bald gemacht, und in die Bücher eingetragen. Kaum aber erblickte der junge Neger seinen Vater, als er ihm um den Hals fiel, und Freudenthränen weinte, daß er so glücklich sey, ihn aus der Slavery zu befreien.

Ein Gefühlloser gegenüber einem edlen Manne.

Der gefühllose Slavenhändler öffnete die Kette, nahm den Vater heraus, und fesselte den Sohn. Das Sträuben des Vaters half nichts, der Tausch war gesetzmäßig geschlos-

fen, und der hartherzige Schavenhändler sah seinen Gewinn dabey. Der Vater war darüber untröstlich, und wollte sich nicht von dem Sohne trennen; allein dieser bath ihn, sich seinetwegen nicht zu betrüben, sondern seine Handlung als ein Zeichen kindlicher Dankbarkeit anzusehen.

Dieser Vorfall kam indessen vor den dänischen Gouverneur, der ein gefühlvolles Herz im Busen trug. Er ließ den Vater und die Verwandten vor sich kommen, und sich von Allem genau unterrichten. Dann schickte er dem Schavenhändler die Summe Geldes, die er für den Vater ausgelegt hatte, und befahl ihm, den Sohn zu ihm zu bringen. Diesen gab er dem Vater mit der Weisung zurück, den Werth des Lösegeldes in gewissen Zeiträumen, wie er konnte, ihm zurück zu bezahlen.

Vater und Sohn konnten sich vor Freude nicht fassen. Sie fielen ihrem Befreyer zu Füßen, umfaßten seine Knie, versprachen die Schuld gewiß abzutragen, und reisten vergnügt und froh in ihre Heimath zurück. Dort arbeiteten sie mit der ganzen Familie, um das bald zu ersparen, was sie schuldig waren. Doch der Gouverneur wollte nur ihre Redlichkeit prüfen, und ihren Fleiß anspornen. Bey der ersten Abschlagszahlung erließ er ihnen die ganze Schuld.

Räthsel, Charaden und Logogryphen.

1.

R ä t h s e l.

Sprich, was ist größer als Gott?
Schlimmer als Satan, der Vater der Sünden?
Todte speisen's, und Lebende finden,
Wenn sie es speisen, den Tod.

2.

C h a r a d e.

Der Erste dient dem Vieh zur Speise;
Das Zweyte pranget auf den Bäumen
Dft ist es angefüllt mit Keimen.
Zum Krämer macht es oft die Reife.
Das Ganze zieht der Erde Schooß,
Durch seine Nahrungssäfte groß;
Als Sinnbild wird es auch genannt,
Und zeigt der Freundschaft festes Band.

3.

C h a r a d e.

Mein Erstes und Zweytes liebt und schont
Der Knabe sehr;
Mein Drittes kostet und erfreut
Erwach'ne mehr.

Mein Ganzes, lieb für Jung und Alt,
Bleibt Eins in vielerley Gestalt.

4.

R ä t h s e l.

Du findest mich stets,
Du magst mich nun lesen
Von vorne, von hinten;
Stets bin ich gewesen,
Stets bleibe ich auch,
Nach altem Gebrauch.

5.

E h a r a d e.

Mein Erstes drückt Verwund'ung aus,
Auch liefert's etwas dir zum Schmauz.
Mein Zweytes ist nicht das, noch die.
Mein Drittes gar ein Federvieh;
Das Ganze von des Legten Art
Und dessen Flaumen warm und zart.

6.

L o g o g r y p h.

Mangl' ich, die Gottesgabe, dir,
Wie traurig ist, o Mensch, dein Leben!
Doch raubest du zwey Zeichen mir,
So werd' ich Feinden nie vergeben,
Und grimmvoll lauernd für und für
Nach ihrem Untergange streben.

7.

Ch a r a d e.

Die beyden ersten Sylben nehen Flur und Wiesen,
Erquickten dürres Feld und Land.
Die beyden Legten dienten sonst zum Schießen,
Eh' man das Pulver noch erfand.
Das Ganze ist des Himmels schönste Pracht,
Blickt heller Sonnenschein durch feuchter Wolken Nacht.

8.

R ä t h f e l.

Ich übe viel verborgen dich,
Durch scharfes Späh'n enthüllst du mich;
Doch pfleg' ich manchmahl auch zu äffen,
So wirst du jetzt nicht leicht mich treffen.
Ich bleibe, hast du mich gefast,
Ein Ding, das zu erspäh'n du hast.

9.

L o g o g r y p h.

Schon Noe hat mich zu pflanzen gesucht,
Ich koste viel Müh' und Zeit
Bis meine köstliche Frucht
Dir Labsal und Wonne beut.
Hängst du zwey Zeichen noch an,
So trog' ich der Dbrigkeit,
Bin ein gefährlicher Mann.

10.

L o g o g r y p h.

Nehmt einer Kleinen Frucht den Stiel,
So macht ihr sie zum Baum. Setzt diesem Baum den Stiel
Als Wipfel auf, so werdet ihr das haben,
Was wir in dieses Baumes Bret begraben.

11.

L o g o g r y p h.

Ein Schwarzer bin ich, auf mein Wort!
Und ohne Kopf in Böhmen ein fester Ort.

12.

L o g o g r y p h.

Wenn ihr am höchsten steht, krank werdet oder alt,
Betäubt euch oft mein Ganzes mit Gewalt.
Doch mein bedürfen, mit drey Zeichen minder,
Nur kleine Kinder.

13.

C h a r a d e.

Drey Worte liesest du in mir:
Mein Erstes ist der Festen Schirm und Stier,
Schmerz oder Lust entlockt mein Zweytes dir;
Mein Drittes such' im Stall, im Nest, im Sande;
Mein Ganzes liegt beym Ungerlande.

14.

R ä t h s e l.

Wer bin ich?

Jung bin ich wohlfeil, alt erst theuer,
Ein schwacher Jüngling, starker Greis;
Wie Wasser fließend, hab' ich Kraft und Feuer:
Doch machst du mich so kalt, wie Eis,
Dann glüh' ich erst recht innig!

Wer bin ich?

15.

C h a r a d e.

Man mordet mein Erstes, das kaum geboren;
Und zieht ihm das Zweyte über die Ohren;
Dann klingt das Ganze vom mächtigen Schlag,
Und viele Tausende folgen nach.

16.

C h a r a d e.

Mein Ganzes ist ein winzig Theilchen nur
Der ersten Ehlb', die Jung und Alt belehrt,
Und eine hehre Stütze oft gewährt,
Als meine Zweyt' — auf Wegen ohne Spur.

17.

R ä t h s e l.

Es kommt vom Leben, hat kein Leben,
Und kann dir schweigend Antwort geben.

18.

Charade.

Mein Erstes stiehlt dein halbes Leben;
Mein Zweytes liebst und nüttest du,
Dir theilt's der Himmel rein, die Erde künstlich zu.
Mein Ganzes kann zum Fleiß, zur Sicherheit und Ruh
Im Ersten dir mein Zweytes geben.

19.

Charade.

Mein Erstes ist nicht spät, mein Zweytes ist nicht ganz;
Mein Ganzes gibt man dir nach Ball und Tanz.

20.

Logogryph.

Mit Kopf und Schwanz bin ich in dir, doch unsichtbar;
Mit Kopf, doch ohne Schwanz, ein Thier mit langem Haar;
Und ohne Kopf und Schwanz gemein im Januar.

21.

Charade.

Die ersten zwey Sylben scheuen das Licht,
Des Strahl sich in den zwey letzten bricht.
Das Ganze führt man zuweilen noch an,
Und denkt an einen sehr komischen Mann.

22.

N ä t h f e l.

Die Kindheit kennt mich nicht, wenn sie mich vor sich sieht;
Der Feige sieht mich da, wo ich mich nicht befinde;
Und wenn ich mich von fern verkünde,
Sucht mich der Thor, wenn mich der Weise flieht.

Auflösung der Räthsel, Charaden und Logogryphen.

1. Nichts.
 2. Kleeblatt.
 3. Steckenpferd.
 4. Stets.
 5. Eidergans.
 6. Sprache. Rache.
 7. Regenbogen.
 8. Das Räthsel.
 9. Rebe — Rebell.
 10. Eichel — Eiche — Leiche.
 11. Neger — Eger.
 12. Schwindel — Windel.
 13. Wallachey — Wall — ach — ey.
 14. Der Wein.
 15. Kalbfell.
 16. Buchstab.
 17. Schreibfeder.
 18. Nachsicht.
 19. Frühstück.
 20. Weis — Weis — Eis.
 21. Eulenspiegel.
 22. Die Gefahr.
-